Schoschanim.

Ein Blick in die Vergangenheit.

Federzeichnungen

aus dem Leben des jüdischen Volkes

von

Dr. Gustav Philippson.

Louis Lewengood.

Berlin, 1871.

Verlag von M. Poppelauer's Buchhandlung.

61. Neue Friedrichsstraße 61.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

410

Vorrede.

Bei der Bearbeitung dieser Skizzen hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, einen Blick rückwärts zu thun, um das gesellschaftliche Leben der Juden aus früherer Zeit nicht aus dem Auge zu verlieren. Dieser Blick in diese reiche Vergangenheit dürfte ein lohnender und an Erfahrung gewinnender sein, da wir diesem Leben und Treiben der Juden, besonders bezüglich ihres Familienlebens recht gemüthliche, poetische Bilder abgewinnen. Männer, wie Bernstein, Ph. Philippson, Ludwig Philippson, haben dieses reichhaltige Feld mit dem größten, ja bis jetzt unerreichbarem Erfolge betreten. Es ist ihnen gelungen, diese Bilder der Vergangenheit in Novellenform uns vorzuführen.

Gegenwärtige Arbeit, wenn auch dieselbe Tendenz verfolgend, kann keinen weiteren Anspruch machen, als kurze Skizzen, oder vielmehr Federzeichnungen von Originalen, welche in größeren Gemeinden gelebt und die in annähernder Weise überall sich vorgefunden, den Lesern vorzuführen. Die Ereignisse, mit denen diese interessanten Gestalten in Verbindung stehen, zeigen uns ein in Wahrheit getreues Bild der Vergangenheit, und das Andenken jener Originale wird vielleicht dem Leben einige heitere Augenblicke abgewinnen.

Berlin, im März 1871.

Der Verfasser.

Inhalt.

		Seite.
1.	Der Schnorrer	1
2.	Der Schadchen	3
3.	Der Bocher	7
4.	Der Hauslehrer	9
5.	Der Privatlehrer	12
6.	Eine jüdische Köchin	15
7.	Das Purimfest	17
8.	Die jüdischen Klesmorim	20
9.	Der reisende Lamden	24
10.	Der Chewremann	26
11.	Der lange David mit der ledernen Flinte u. die drei Schamoßim.	29
12.	Der Sopher	32
13.	Die schwarze Esther	35
14.	Bocher Schië	38
15.	Ein jüdischer Vorsänger	41
16.	Der Rabbiner	44
17.	Ein Jubeltag in der Gasse	47
18.	Eine jüdische Hochzeit in Böhmen	51
19.	Der Hausirer	57
20.	Das Cheder	62
21.	Der Hofjude	65
22.	Michel der Petschaftstecher	67
23.	Aus der Rosenstraße	70
24.	Der Gabbe (Armenvorsteher)	72
25.	Der Hausrabbi (Hausgeistlicher)	74
26.	Der Golem	77
27.	Rosch-Haschono. Im Feldlager des deutsch-französischen Krieges im Jahre 5631 (1870)	82
28.	Jom Kipur vor Metz im Jahre 5631 (1870)	82

1.

Der Schnorrer.

Es ist ein herber Fluch, der Kain nach dem Brudermorde traf. „Unstät und flüchtig sollst du auf der Erde sein.“ Keine Heimath zu haben, keine Stätte *sein* nennen zu können, überall als Fremder, auf fremdem Boden zu wandeln! Nicht zu wissen, wo man Abends das Haupt niederlegt, wo man des Morgens erwacht! Die Freuden des Frühlings werden nicht empfunden, die Wonne des Sommers geht spurlos vorüber, der Reichthum des Herbstes wird nicht gefühlt — aber der Winter wirkt erschütternd und auszehrend auf den ewig Wandernden.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, werde ich durch ein Pochen an die Thür meines Studirzimmers gestört. Ein polnischer Jude steht vor mir und das Phantasiegemälde, das meine ganze Seele erfüllte, stand in Wirklichkeit vor mir. Eine wahre Jammergestalt, die in den Zügen des Antlitzes, in dem trüben Auge, in der fahlen Gesichtsfarbe, von vielen, vielen Falten beschattet, Elend und Leiden zur Schau trägt. Bekleidet mit einem dünn-seidenen Kaftan, dessen Farbe nicht mehr zu bezeichnen war, auf dem Kopfe eine elende Mütze, unter welcher einige lange spitze Locken ungeordnet herabhängen, die Füße mit elenden Schuhen und Lappen umwickelt. So ungefähr stellte sich mir in der Morgenstunde eines kalten Wintertages ein *Schnorrer* vor. Die magere Hand griff in die Brusttasche, mir die schmutzigen Papiere zu übergeben, die ein

Zeugniß sein sollten, von der Wahrheit seiner Leidensgeschichte, die er mir zu erzählen hoffte. Als ob eine solche Jammergestalt schriftlicher Beweise bedürfe. Schnell schickte ich mich an, ihm eine kleine Unterstützung zu gewähren, aber der polnische Jude will mehr als ein Almosen, er will, daß seine Papiere gelesen werden, welche berühmte Rabbinen über ihn geschrieben, und wenn man sie durchaus nicht lesen will, so will er wenigstens seine Geschichte erzählen. Das Elend hat das Bedürfniß sich auszusprechen. Außerdem rechnet der Schnorrer dadurch auf eine reichere Unterstützung. Ich konnte ihn nicht anders los werden und mußte hören. Der polnische Jude ist zudringlich. Im Erzählen lernt er durch das Zuhören des Andern seinen Mann kennen und weiß ihn dann besser für seinen Zweck zu nehmen. Hat er es dahin gebracht, daß der Andre ihm Aufmerksamkeit schenkt, so verlangt er nachher außer Geld, noch alte Kleidungsstücke, Essen u. s. w. Er kann Alles brauchen, weiß Alles zu benutzen. Nun erzählt er, in bester Zusammenstellung von dem Tode seiner Frau, oder seines Kindes, von hartem Druck in Rußland, vom Unglück beim Paschen, wodurch er, früher ein reicher Mann, ums Vermögen gekommen, von der Flucht, um sich der Militärpflicht zu entziehen u. s. w. Seine ganze Erzählung bildet ein Gemisch von Wahrheit und Lüge. Ich hörte nichts von allen dem, weil ich das Alles schon kannte; aber das sah ich, daß er ein armer, heimathloser Mann war, dem ich eine Unterstützung gern verabreichte. Als er an der Thür war, bot er mir Schaufäden zum Kaufen an. Darüber verwundert, sagte er mir, daß das eigentlich sein Geschäft sei, und nebenbei ging er schnorren! —

2.

Der Schadchen.

Unsere heutigen Heirathsbüreau's, in denen ein behäbiges Männchen mit ewig lächelndem Gesichte und ein magerer Schreiber beschäftigt sind, sind nichts weiter, als ein moderner Abklatsch eines jüdischen Schadchens, oder Freiwerbers. Der Freiwerber im Allgemeinen ist vielen strengen Beurtheilungen ausgesetzt. Der ins Leben tretende Jüngling und die rosige Jungfrau, stolz rümpfen sie die Nase, wenn von ihm die Rede ist, denn in ihrer Phantasie erkennen sie nur die Liebe, als die einzige Vermittlerin des ehelichen Lebens. Die Hagestolzen nennen ihn einen Seelenverkäufer. Kinderlose Eltern nennen es ein Verbrechen, Söhne und Töchter auf diese Weise verkuppeln zu lassen, und wie die Ausdrücke alle heißen mögen, welche die sittliche Entrüstung über diese Vermittelungsart veranlaßt hat. Bei Prinzen und Prinzessinnen aber fällt es Niemandem ein, diese Strenge vorwalten zu lassen. „Da heißt es" das höhere Staatsinteresse erfordert es. Die Diplomatie kennt keine Moral. Wie schleift sich aber jenes Urtheil zur mildesten Form ab, wenn der von Liebe erfüllte Jüngling ins ernste Mannesalter tritt und die praktischen Erfahrungen eine Heirath nach Geld nothwendig machen; oder die Jungfrau das 24. Jahr bereits überschritten und sich immer noch nichts Ebenbürtiges gefunden; oder die Eltern noch vier unversorgte Töchter im Hause haben; wenn alle Gesellschaften und Bälle nichts gefruchtet und noch kein Bewerber ins Haus getreten. Schweigend schämen sie sich ihrer früheren harten Beurtheilung und sagen sich im Stillen: Wir müssen nolens volens dem Schadchen in die Hände fallen!

Der wahre Schadchen, der das Werk der Vermittelung

auf eine solide Weise betreibt, muß, außer seiner Berufstüchtigkeit, folgende Eigenschaften haben: 1) Verschwiegenheit, 2) Vorsicht, 3) eine ausgebreitete Bekanntschaft und endlich 4) diplomatische Schlauheit. Zu einem mit solchen Eigenschaften ausgerüsteten Schadchen, mein lieber Leser, will ich einen besorgten Vater führen, begleite mich, und du wirst einen liebenswürdigen Mann kennen lernen.

In einer unbedeutenden, engen Straße, in einem kleinen Hause im Hintergebäude, eine Treppe hoch, in einem sauberen Stübchen empfängt uns ein freundlicher Greis. Eine lange kräftige Gestalt, ein feuriges Auge, Lebendigkeit in Worten und Gebehrden. Er begrüßt uns sehr artig und ohne weitere Formalitäten und große Einleitung, über den Zweck unseres Besuches, nimmt er uns in sein Arbeitszimmer, eine freundliche Kammer, und ladet den besorgten Vater zum Sitzen ein, dessen Namen er schon wußte, worüber wir nicht wenig erstaunten. Der Schadchen fragt nach diesem und jenem, nach Charakter, nach dem Aeußeren der Mädchen, nach ihrer Bildung und, wie sich von selbst versteht, auch nach ihrer Mitgift. Er macht ihm die besten Hoffnungen, er hat Aerzte, Kaufleute hier und anderswo und wird ihm in einigen Tagen selbst die Vorschläge machen, und ihm dann die nothwendigen Erkundigungen aufgeben. Wir sind alle entzückt über das kluge, vorsichtige Benehmen des Mannes. Schon wollten wir uns entfernen, da wird ein junger Mann gemeldet und wir mußten, um unsere Anwesenheit nicht zu verrathen, in der Kammer noch verweilen und hatten dadurch Gelegenheit den Schadchen noch auf eine andere Weise kennen zu lernen. Wir hörten folgendes Gespräch: Nun, Herr N, Sie wollten mir heute Bescheid sagen. Mein lieber Mann, begann der Alte, wenn ich Ihnen eine Frau verschaffen soll, so müssen Sie vor allen Dingen gegen mich ganz wahr sein! Sie haben mir gesagt, Ihr Geschäft bringt Ihnen jährlich an 7—8000 Thaler, das ist nicht so; Sie haben mir ferner gesagt, Sie hätten sehr wenig Schulden, auch da habe ich

das Gegentheil gehört. Herr N, wollte der Kaufmann entgegnen, aber der Schadchen ließ sich nicht irre machen und fuhr fort: Erlauben Sie, lassen Sie mich aussprechen. Wenn ich für Sie etwas thun soll, so müssen Sie so offen sein, als ich. Wenn Sie eine schöne, gebildete Frau haben wollen, so können Sie nur wenig Geld beanspruchen und ich kann Ihnen ein bildhübsches Mädchen, mit 2000 Thlr. vorschlagen, wollen Sie aber Geld, so müssen Sie wieder auf Schönheit verzichten und ein Mädchen nehmen, das recht gebildet, auch nicht häßlich und von respectabler Familie ist. Sie hat 6000 Thlr. Der Kaufmann nickte etwas beschämt, empfahl sich den Herrn N, bittend, die Angelegenheit zu beschleunigen. Wir konnten unsere Kammer noch nicht verlassen, da schon wieder ein älterer Herr erschien, ein Arzt, der zur rechten Zeit das Heirathen versäumt hatte und dem Schadchen kurzweg seine Biographie schriftlich übergab. Nun wurden wir endlich aus unserer nicht uninteressanten Haft befreit und Herr N versprach, in den nächsten Tagen den Vater der vier heirathsfähigen Töchter zu besuchen.

In dem Rosengarten in der freundlichen Stadt M ist heute Concert. Eine bunte Menge bewegt sich auf dem grünen frischen Rasen. Es ist ein herrlicher Sommertag. Alle Tische sind besetzt. Die auffallenden Toiletten bilden einen noch auffallenderen Contrast zu den einfachen Blumen, die den Garten zieren. Die Musik ist nicht im Stande, die lauten Gespräche der Damen zu übertönen. Einige blasirte Herren lorgentiren gleichgültig gähnend auf das bunte Gewühl. Alle Stände scheinen vertreten zu sein. Der schwarze mit Ordensbändchen gezierte Frack des Beamten, die blitzende Uniform des Offiziers, der einfache Rock des Philisters, der geschnigelte Commis, der haarsträubende Friseur, der Barbier, mit den glatten Aermeln seines Sommerpaletots, der Student mit der Idee eines silberbetreßten Mützchens und auch unser Schadchen im langen Gehrock sitzt umherspähend an einem Tisch. Endlich scheint er seinen Mann gefunden zu haben.

Er erhebt sich und macht seinen Rundgang im Garten. Er wird von vielen Familien erkannt, mancher Vater nickt vertraulich zu, mancher heirathsfähige Jüngling reicht ihm vorübergehend die Hand und manches Mädchen wird, ihn erblickend, roth. Endlich scheint er sein Ziel erreicht zu haben. Der uns schon bekannte Vater der vier Töchter nähert sich ihm und der Schadchen geleitet ihn zu einem jungen Manne, der allein an einem Tische sitzt. Eine gegenseitige Vorstellung und der Schadchen entfernt sich. Nach einigen Augenblicken sieht man denselben jungen Mann im Kreise einer Familie, neben vier hübschen Mädchen sitzen. Von der Unterhaltung selbst habe ich nichts gehört, aber schon nach einigen Tagen las ich eine Verlobungsanzeige des mir bekannten Vaters, den ich damals zum Schadchen geleitete, in der Zeitung. Bei der Gratulationsvisite, welche ich nach einigen Tagen dort machte, erzählten mir die glücklichen Brautleute, daß sie sich schon seit Jahren geliebt und die Verlobung aus besonderen Gründen noch hinausgeschoben wurde. — Ich belächelte natürlich diese Familiendiplomatie und empfahl mich. Auch der Arzt ist endlich verheirathet und den jungen mit seinem brillanten Geschäft renommirenden Kaufmann, habe ich mit seinem allerdings unschönen Weibe kürzlich im Bade gesprochen. Beide schwelgen in gegenseitiger Liebe und der glückliche Gatte ist noch immer derselbe Renommist, der mich fürchterlich langweilte; als ich aber, wie von ungefähr, den Namen des Schadchens laut werden ließ, der sich zufällig auch in dem Bade befand, brach er kurz ab — und entfernte sich.

3.

Der Bocher.

Eigentlich versteht man unter dieser Bezeichnung einen jeden Unverheiratheten und da ein jeder Jude die Verpflichtung hat, sich im Studium der Thora zu vervollkommnen, so werden auch diejenigen darunter verstanden, die sich ausschließlich dem Studium des Talmuds widmen, um einst als Rabbiner, oder Lehrer ihr Fortkommen zu finden.

In neuerer Zeit hat durch die Errichtung von Seminarien das Bocherthum einen Stoß bekommen und nur in großen Gemeinden, bei den Rabbinen, die der orthodoxen Parthei angehören, ist dasselbe noch vertreten, besonders in Rußland, Polen, Böhmen und Ungarn. Wenig, oder gar nicht mehr in Deutschland hat sich der Bocher noch ganz in der früheren Weise erhalten.

Ohne die geringsten Mittel eilt er in seinem 15. Jahre der großen Gemeinde zu. In schäbiger, schmutziger Kleidung und noch schmutzigeren Papieren in der Hand, richtet er seinen ersten Weg zu dem Rabbiner. In dem Studirzimmer des frommen Geistlichen sind gewöhnlich die übrigen Bocherim versammelt und dem neuen Collegen werden nun, bezüglich eines billigen Quartiers, Rathschläge ertheilt; ebenso sind sie gern bereit, ihm namhafte Mitglieder der Gemeinde zu nennen, um sich sogenannte Freitische und einige Stipendien zu verschaffen. In der ersten Zeit nach seiner Ankunft leidet der arme Jüngling fürchterlich. Es gehört eine eigene Natur dazu, als Fremder sich bei Fremden zu melden und als Bittender zu erscheinen. Hier abgewiesen, dort vertröstet, darf er nicht müde werden, es immer noch einmal anderswo zu versuchen und er ist glücklich zu nennen, wenn es ihm gelingt, nach acht Wochen ungefähr vier Freitische wöchentlich, mit

einigen Groschen monatlicher Unterstützung erlangt zu haben. Inzwischen muß seine Thätigkeit auch nach einer anderen Seite begonnen haben. Früh Morgens im Gottesdienst und nach demselben zum Schiur (Vorlesung) beim Rabbinner. Nachmittags Wiederholung des Gelernten und Gottesdienst. In der Winterzeit bis Nachts 12 Uhr Lernen im Beth-Hamidrasch. Von der pünktlichen Befolgung dieses Studiums und dieser Andachtsübung hängt die weitere Unterstützung Seitens des Rabbinens ab.

Der ächte Bocher muß Alles ertragen lernen und den guten Willen zu jeder erlaubten Beschäftignng zeigen. Er ist Schreiber, Zwicker, Lehrer u. s. w.; hat er es so weit gebracht, daß er in manchen jüdischen Häusern als Lehrer für die Kinder benutzt werden kann, oder ist er so geschickt, als Zwicker den frommen Leuten dienen zu können, ihnen mit der Scheere den Bart zu putzen, weil das Messer unerlaubt, so erkennen wir nach einigen Jahren das Bocherchen kaum wieder. In feinem Rock, modernem Hut stolzirt er zu seinem Rabbi, um Talmud zu lernen. Er spricht schon ein besseres Deutsch, hat sich einen Lehrer zu verschaffen gewußt, der ihn überhaupt im weltlichen Wissen unterrichtet, besucht, allerdings im Geheimen nur, Theater und Concerte und ist, mit einem Worte, ein Weltmann geworden. —

Dieser weltmännische Bocher, wenn er sich nicht einem bestimmten Rufe hingiebt, gefällt sich in diesem Leben und Treiben, läßt sich trotz der modernen Kleidung weiter unterstützen und giebt seine Freitische sehr ungern auf. Er hat eine Masse von Familien kennen gelernt, manche Erfahrung gesammelt. Er ist das Factotum in manchen Häusern. Er besorgt für den Hausherrn kleine Geschäfte, für die Hausfrau macht er diese und jene Bestellung. Bald sieht er, wo das beste koschere Fleisch, bald bestellt er die Friseuse und selbst Plätze im Theater weiß er für Kassenpreise zu verschaffen; kurz, er bleibt der richtige Bocher, bis eine schon etwas ältliche Jungfer die einiges Geld hat, sich in seine

Arme wirft und aus dem Bocher einen Ehemann macht, der als jüdischer Antiquar, oder als Trödler ein recht einträgliches Geschäft macht.

4.

Der Hauslehrer.

Die Schule und Unterrichtsfrage überhaupt nimmt heutzutage unsere Aufmerksamkeit doppelt in Anspruch, eines Theils der Schule und and andern Theils der Lehrer wegen. Hat man nun Veranlassung — gerechte Veranlassung — über die elende Stellung des Volksschullehrers Klage zu führen, so hält diese, man sollte es kaum glauben, keinen Vergleich aus, mit dem jämmerlichen Leben eines jüdischen Hauslehrers. Die Jugend, die sich die Zukunft so süß träumt, ist nur im Stande die Jämmerlichkeiten zu überwinden. Die Stellung, welche der jüdische Hauslehrer dem Range nach in dem Hause selbst einnimmt, ist der jüdischen Köchin gleichgestellt und selten bringt es ein vernünftiger Vater dahin, ihn in eine höhere Rangklasse zu bringen. Er wird als das nothwendige Uebel des Hauses erkannt. Alles, was in geistiger und materieller Beziehung die Kinder angeht, hat er zu verantworten. Jede Unart, jeder Schmutz; kurz alle Fehler seiner Pflegebefohlenen werden ihm zur Last gelegt. Dabei hat er noch kleine Verrichtungen im Hause selbst zu versehen. In religiöser Beziehung liegt es ihm ob, daß Nichts vergessen, kein Sterbetag in der Familie, daß keine Ceremonie übergangen, die Zeit des Synagogenbesuchs nicht versäumt, das koschere Fleisch gewässert, geporscht u. s. w. Er ist das personifizirte Nebich des Hauses. Ich habe Hauslehrer gekannt, die mit 30 Thaler jährlich, Essen und frei Wäsche bei

zehn Kindern angestellt waren. Es gab und giebt allerdings bessere Stellungen, die auch in geistiger Beziehung höher stehen, aber im Allgemeinen ist das Bild des jüdischen Hauslehrers, das ich zu entwerfen habe, ein sehr getroffenes.

Es ist früh Morgens. Kaum hat unser Schulmeisterlein sein Bett verlassen, und in seinem kleinen Zimmer, nebenbei bemerkt das dürftigste im ganzen Hause, seine Toilette beendet, so wird er von dem Stubenmädchen nach der Kinderstube gerufen, da einige Knaben aus dem Schlafe nicht zu ermuntern sind; andere Rangen sich beim Waschen und Kämmen den Mädchen widersetzen und die Autorität des Lehrers einschreiten muß. Die Waschscene ist beendigt und nun kommen die Schüler einzeln in sein Zimmer, um in seiner Gegenwart zu beten und nachher mit ihm das Frühstück einzunehmen.

Nachdem die Kinder den Aeltern den Morgengruß gebracht, beginnt der Unterricht. Mit welcher Hiobsgeduld muß der arme Lehrer diesen Unterricht leiten, denn die Prinzipalität hat hier ihre eigenen Grundsätze. Nur durch ein sanftes Zureden sollen die wilden Jungen weiter gebracht werden. „Ich habe nie einen Schlag bekommen," meint Herr Rosenstern, „weder von meinem Vater, noch von meinem Lehrer und es hätte auch bei mir nichts gefruchtet"; Frau Rosenstern hätte die bekannten Nervenzufälle und Ohnmachten bekommen, wenn sie an eine körperliche Züchtigung nur dachte. Vor der Mittagsstunde sieht man den blassen Informator in dürftigem, unmodernem Anzuge auf der Allée mit seinen wilden Jungen. Ob der Frühling ihm zulächelt, er weiß es nicht, ob die Nachtigallen singen, er hört sie nicht, er muß fortwährend verbieten, immerfort Fragen beantworten, stets in der Schule sein. Ihm ist es gleichgültig, ob glänzende Equipagen, oder Frachtfuhren vorüberrollen, ob es regnet, oder stürmt; er muß die Spazierstunde aushalten, da der Hausarzt den lieben Kindlein frische Luft empfohlen. Gottlob, sie ist vorüber und der Mittag nahet.

Wird der geplagte Schulmann jetzt in Ruhe sein Mittagsmahl einnehmen können? Wir glauben nicht; denn die Jungen sitzen selbst bei Tische keinen Augenblick ruhig, werfen bald dies, bald jenes um, bald ist dies und jenes zu verbieten, zu tadeln, zurecht zu weisen u. s. w. Die Hausfrau ergeht sich in pädagogische Gespräche. Sie meint, die Kinder kämen gar nicht vorwärts, hätten so schlechte Manieren u. a. m. Die Commerzienräthin Wolf hätte einen prächtigen Hauslehrer und die Kinder sprächen schon ganz fertig französisch. — Das ist die erste Bemerkung bei der Suppe. Bei den übrigen Gerichten nimmt der Hausherr das Wort und sucht die höhnischen Bemerkungen seiner Gattin dadurch zu modifiziren, daß er dem Lehrer Rathschläge ertheilt, die Kinder mehr anzuhalten, mehr arbeiten zu lassen u. s. w. Um Gotteswillen! unterbricht ihn Frau Rosenstern. Die Kinder werden viel zu viel angestrengt, sie sehen alle so blaß aus; kurz, der Lehrer ist froh, daß das Tischgebet beendigt und er der Ruhe pflegen kann. Ruhe? welche Ironie! Kaum in seinem Zimmer angekommen, versammeln sich die geliebten Schüler um ihn, und wenn sie auch nicht gleich lernen sollen, so soll er ihnen doch nützliche Geschichten erzählen, Bilder zeigen und erklären u. a. m. Wir übergehen den Nachmittag, der wieder durch Unterricht und Spazierengehen in bester Abwechselung vorübergeht.

Abends ist Gesellschaft. Alles ist mit der Vorbereitung beschäftigt. Der Prinzipal ordnet noch so Manches. Frau Rosenstern ist mit der Friseuse in ihrem Boudoir. Die Köchinn hat in der Küche alle Hände voll zu thun und unser Lehrer beaufsichtigt die Knaben, die nochmals gewaschen und umgekleidet werden. Bald sind die Gäste versammelt und die gewöhnliche Unterhaltung über Wetter, Theater, Börse und Tagesneuigkeiten ist in vollem Gange. Welche jämmerliche Stellung nimmt an solchem Abende der Lehrer ein! Kaum, daß man ihn eines Blickes würdigt; nur eine schon ältliche Jungfrau zieht ihn ins Gespräch, um ihre Belesenheit

in der klassischen Literatur an den Mann zu bringen. Die Kinder sind ausgelassen und der Lehrer muß bald hier, bald dort sein. „Nehmen Sie doch die Kinder bei Seite!“ ruft die Prinzipalin. „Entfernen Sie doch Ihre Schüler vom Spieltisch,“ schreit der Prinzipal. „Es ist 9 Uhr, sorgen Sie, daß die Kinder zu Bett gehen,“ bemerkt Frau Rosenstern. Nach vieler Mühe gelingt es dem gequälten Hauslehrer seine Schüler in's Schlafzimmer zu bringen. Endlich hat der Arme Ruhe, und er begrüßt die Nacht so freudig, so innig, wie ein von Liebe erglühter Jüngling seine Braut begrüßt. „Die Nacht ist keines Menschen Freund,“ sagt man, aber unserm Hauslehrer ist sie ein Schutzgeist, der ihm die Jämmerlichkeiten des Tages vergessen läßt.

5.

Der Privatlehrer.

Greifen wir nur hinein in das frische Volksleben und wir werden Schätze finden, die dem Volke wieder zu Gute kommen. Es werden aus der Masse Gestalten auftauchen, die auf die wunderbarste Weise die zartesten Saiten unseres Herzens berühren, liebe Gestalten, die heute noch unter uns leben, umherwandeln, wenn wir ihnen nur unsere Aufmerksamkeit schenken; wenn wir uns nur die Mühe nicht verdrießen lassen, mehrere Treppen zu steigen, oder sie in einem engen Stübchen des Erdgeschosses aufzusuchen. In ein solches Stübchen will ich dich heute, mein lieber Leser, führen. Ach wie kahl und leer sieht es in demselben aus! Keine Bilder schmücken das elende Zimmer, keine Blumen zieren das enge Gemach und erquicken dich mit ihrem süßen Geruch. Ein der Brust schädlicher Rauch, wahrscheinlich von einigen

nassen Stückchen Holz, die den großen Ofen erwärmen sollten herrührend, geben dem Zimmer ein düsteres Grau. Ein dürftiges Bett nicht sehr sorgsam durch eine alte, bunte Decke verhüllt, eine Bank, ein Tisch mit Büchern und Vorschriften bedeckt, ein Rück mit einigen Tassen und Töpfen, ein alter Kleiderschrank, ein Wandkalender und eine zinnerne Lampe bilden das Hausgeräth. Beim ersten Blick konnte uns doch eine gewisse Sauberkeit nicht entgehen, welche, trotz des dürftigen Bildes, vorherrschend war.

Es war an einem Wintertage als wir bei dem Bewohner dieses Stübchens, dem Privatlehrer J., eintraten. Er saß an seinem Tische, las emsig in einem hebräischen Buche und schlürfte dabei selbst zufrieden eine Tasse Kaffe.

Bei unserem Eintreten stand er auf, rückte die Bank näher und lud uns ein Platz zu nehmen. Den Vorwand unseres Besuches deckten wir damit, daß wir mehrere von ihm herausgegebene Kalender zu kaufen beabsichtigten, die wir als die wichtigsten und besten bezeichneten, wodurch wir unsern Mann für uns zu gewinnen hofften.

Denke dir, lieber Leser, ein kleines etwas verwachsenes Männchen, mit blassem hagerem Gesichte, hervorstehenden Backenknochen, schwarzem Auge und noch schwärzerem fein struppigem Haare, das über der schmalen Stirn ganz hoch emporstand; denke dir ferner dieses Männchen, bekleidet mit einer grauen Tuchjacke, bunter Weste, weißem Halstuch, schwarzen Beinkleidern. Sein ganzes Wesen hatte das Gepräge der Genügsamkeit. Seine Sprache war zwar deutlich, hatte aber etwas schmachtend Kränkliches und verrieth ein peinigendes Brustübel. Er war unerschöpflich im Erzählen und seine Erzählungen gingen so bunt durcheinander, waren mit Citaten aus der Bibel vermischt und hatten meist eine humoristische Färbung, die er selbst laut zu belächeln pflegte. Dabei waren die langen Arme, die einen sonderbaren Contrast zu der kleinen Gestalt bildeten, sowie die weißen langen Hände, mit den biegsamen spitzen Fingern in einer leben-

digen Bewegung. Wir suchten nun das Gespräch auf sein Leben überhaupt zu bringen und wir erfuhren, daß er Unterricht in allen möglichen Dingen gebe: Schönschreiben, hebräisch, Rechnen, Algebra, Deutsch, Französisch u. s. w. Für alle diese Gegenstände zahlen die Schüler, oder Schülerinnen, bei einer Stunde täglich, außer dem Sabbath, monatlich acht gute Groschen. Zu 12 Groschen monatlich hätte er es noch nie bringen können. Oftmals müsse er auch Bittschriften für Arme an den Fürsten, oder an die Behörden schreiben, welche er, obwohl er noch das Papier dazu gab, und welche er unentgeltlich arbeitete, mit zu seinen Einnahmen rechnete. Noch rührender schilderte er uns sein häusliches Leben, wie er mit seinem Verdienst recht gut auskäme, aus der Garküche 4 Mal warmes Essen wöchentlich speiste und alle Sonntag Nachmittag sein Pfeifchen zu seinem bittern Kaffe rauchte. Er wäre mit seinem Leben ganz zufrieden; mit seinem Wirth, einem alten Zinngießer, lebte er auf freundschaftlichem Fuße, so daß er eigentlich gar keine Wünsche weiter hätte. Nur der böse Husten, wäre sein einziger Feind, der störend auf sein Leben einwirkte. Von dem Leben in der großen Welt erfuhr er sehr wenig. Ein Localblatt, das er vielleicht acht Wochen nach dem Erscheinen desselben mit seinem Wirth und 10 Anderen zusammenhielt, war die einzige, politische Unterhaltung, die er sich gönnte. Räthsel arbeiten, Probeschriften schreiben und schwierige Rechen-Exempel zu lösen, schien ihm das höchste zu sein, das ein gebildeter Mensch erreichen könne. Auch die Kunst war ihm nicht ganz fremd, da er selbst die Geige zu spielen glaubte; doch war er nie in einem Theater, oder in einem Concert. Von Moses Mendelssohn wußte er viele Anecdoten zu erzählen. Diesen liebte er mit der ganzen Inbrunst, deren er fähig war. Ja, ihm zu Ehren, erzählt er uns in einer wirklich komisch vertraulichen Weise hätte er sich ein einziges Mal in seinem Leben berauscht. Es war an dem hundertjährigen Geburtstage dieses großen Mannes, der in

der Gemeinde gefeiert wurde. Seine Augen glüheten noch beim Erzählen dieses großen Ereignisses und er beschrieb uns buchstäblich die ganze Feier, das ganze Festessen und deutete nur schelmisch lächelnd seinen eigenen Rausch an. Schade, daß wir mitten in unseren Gesprächen von mehreren Knaben und Mädchen unterbrochen wurden, welche zur Privatstunde kamen. Ohne sich im Geringsten stören zu lassen, liniirte er instinktmäßig den Mädchen die Schreibebücher, gab den Knaben Rechenexempel auf und übergab uns 2 Kalender, in welchem er uns auf zwei neue Räthsel aufmerksam machte. Wir zahlten den verlangten Preis und wagten es nicht, da die ehrbare Miene des kleinen Privatlehrers uns zurückschreckte, ihm eine größere Summe zu bieten. Wir empfahlen uns und gestanden uns unterweges, einen recht vergnügten Nachmittag verlebt zu haben.

6.

Eine jüdische Köchin.

Wer mit dem jüdischen Hauswesen vertraut ist, in welchem nämlich bis in die kleinsten Details vollständig orthodox bezüglich der Speisegesetze verfahren wird, in welchem die Gefäße für Milch- und Fleischspeisen streng getrennt, koscher machen, porschen*), Challe**) nehmen das Losungswort in der Küche ist, wer alle diese feine Küchenreglements dem jüdischen Gesetze nach kennt, der weiß auch, was „eine jüdische Köchinn" zu bedeuten hat. Es ist eine wichtige Person in

*) Gewisse Adern aus Fleischtheilen entfernend.

**) Ein beim Brodbacken besonderer Segensspruch, an früheren Opferdienst erinnernd.

einem solchen ceremoniell-religiösen Hause. Es ist nicht die Kochkunst allein, mit dem sie nach allen Seiten hin ausgebildet sein muß. Sie bildet das verantwortliche Ministerium, den jüdisch-religiösen Magen im ganzen Hause; sie ist mit einem Worte das personificirte Gewissen in der Küche. Da sie sich nun ihres hochwichtigen Amtes, ihrer Verantwortlichkeit bewußt ist, so ist ihre Stimme noch lauter, als die ihrer Herrschaft, und wenn sie noch dazu in der Kochkunst nicht unerfahren, wenn sie das vielberühmte und von Heine besungene Schalet, mit der dazu gehörenden Kugel und die vielfach bekannten Hechte mit Klößchen zufriedenstellend bereiten kann, so vernimmt man in dem lebendigen Geschäftshause nur gellende Töne, die aus der Küche von Isaac Rosenstern kommen; es sind die Töne der jüdischen Köchin. Trotz der Dienstbarkeit, zu der sie ihrer Armuth wegen gezwungen, bewahrt sie eine gewisse Selbstständigkeit, und obwohl sie mit dem christlichen Hausmädchen in freundschaftlichem Verkehr bleibt, so imponirt sie derselben theils durch ihre Kochkunst, theils durch ihr festes, fast zu sicheres Auftreten der Herrschaft gegenüber. Die Hausfrau besucht nur mit Widerstreben, ja mit einigem Zagen die Küche. Hier will die jüdische Köchin gleichsam das Regiment allein führen und ist sorgsam bedacht, die Geheimnisse ihrer Kunst nicht zu verrathen. Die geringste Zurechtweisung Seitens der Hausfrau führt zu lebendigem Wortwechsel und diese, aus Furcht, die Suppe könnte versalzen, der Braten verbrannt, sucht sich, allerdings grollend, auf kluge Weise zurückzuziehen. So behält die jüdische Köchin unwillkürlich ein Uebergewicht, das Allen im Hause oft unerträglich ist, das aber aus Gewohnheit, oftmals aus religiösem Mitleid lange Jahre geduldig ertragen wird. Nur am Sabbath, an welchem, nach einer alten Sage, selbst die Bösewichter in der Hölle bei Gott Gnade finden, ist auch in der Küche Ruhe. Der Heerd ist frei von den Flammen, Kupfer- und Zinngeschirr stehen blank geputzt an ihrer Stelle. Recht still ist's in der Küche geworden, nur die Köchin sitzt

auf dem blankgescheuerten Küchenstuhl und liest einen Roman. Der Schluß scheint ihr mißfallen zu haben, denn sie schlägt mißmuthig das Buch zu und begiebt sich in ihre Kammer, um Toilette zu machen. Nach wenigen Stunden sehen wir dieselbe sehr aufgeputzt in heiterem, lebhaftem Gespräch, wahrscheinlich mit einigen Freundinnen, auf der Promenade. Ein junger, sehr moderngekleideter Mann, dessen schiefe Schulter an den Hausirer erinnert, gesellt sich zu ihnen und soll, wie man mir später erzählte, die Köchin geheirathet haben. Rosensterns haben die Braut reichlich beschenkt, und die Madame freute sich im Stillen, sie endlich mit Ehren entfernt zu sehen. Nach einiger Zeit merkte ich an der verdrüßlichen Miene der Hausfrau, daß eine neue jüdische Köchin eingezogen.

7.

Das Purimfest.

In keiner Religion sind die historischen Momente so befestigt worden, als gerade in der jüdischen. Fern aller Nationalitätsschwärmerei darf kein Gedenktag an eine historische Begebenheit vorübergehen, ohne daß das jüdische Gesetz ihrer mit Liebe gedacht und auf eine ansprechende Weise gefeiert wissen will. Zu den anmuthigsten Festen dieser Art gehört das Purim- auch Hamansfest genannt. Der Untergang dieses Judenfeindes; die Vernichtung seines bösen Anschlages, das zu Schandenwerden seiner boshaften Verleumdung gegen ein gedrücktes Volk, bilden den Inhalt der religiösen Feier. Der glückliche Sieg, herbeigeführt durch Mordechai und Esther, wird zwei Mal in der Synagoge verlesen. Die Feier selbst bewegt sich auf dem Boden der

Humanität. Schon vor Beginn des Festes sind es die Armen, die zuerst bedacht werden. Die Gemeindebeamten, der Rabbiner, der Chasan (Vorbeter), der Gemeindediener erhalten die üblichen Geschenke. Mit milden Gaben wird das Fest begrüßt, da ein Jeder, der Arme, wie der Reiche, der Vornehme wie der Geringe sich dieser Festesstunde freuen soll. Lasset uns einen Blick in das Leben einer alten, großen Gemeinde thun und die gemüthliche Feier wird uns selber erheben.

Große Maskenaufzüge bemerkt man in den engen, ungesunden Räumen des Ghetto. Ueberall sind Conditorbuden aufgestellt. An allen Ecken der Straßen wird Backwerk, koschere Würstel feilgeboten. Der sonst so ernst in seinem Laden stehende Trödler Jokew hat denselben geschlossen, und aus seiner Trödelbude einen wirklich komischen Anzug zusammengestellt. Das kurze schwarze Mäntelchen des Hamlet, die bebänderten Hosen des Tell, mit einem preußischen Helm auf dem Kopfe schreitet er gravitätisch von Haus zu Haus sich bewundern zu lassen. Er dünkt sich heute größer und reicher, als Achaschweirausch, und seine Frau, welche ebenfalls maskirt in der Küche steht, hat ihm ein herrliches Festmahl in Aussicht gestellt. Ich war zufällig in diesem Hause bekannt und ich muß heute noch lachen, wenn ich mir dieses Weib in meiner Erinnerung zurückrufe, wie sie in Herrenkleidern am Herde stand und die sogenannten Kräppchen und den niemals fehlenden Kalbsbraten zubereitete. Denke dir ein dickes Weib mit aufgedunsenen Backen und einen Anflug von Bart im Gesichte, in schwarzem Rock, blauen Hosen, bunter Weste und einen alten Hut auf dem grauen Haar, und du kannst dir ungefähr den Eindruck denken, der heute noch so lebendig vor meiner Seele steht. Inzwischen kam der glückliche Gatte von seinem Rundgang etwas taumelnd zurück, da in allen Familien, die er mit seiner Gegenwart beglückte, offene Tafel war und Wein, Punsch, Bier, Branntwein in gemüthlicher Abwechselung sich ihm einverleibte. „Königin

Esther!" rief er aus, als er seine Gattin gewahrte, „ich liebe dich, komme her und umarme deinen Achaschweirausch." Siehst du denn nicht, Jokew, daß sich dein Weib in einen Mann verwandelt, daß ich heute der Herr des Hauses bin, der dir befiehlt einige Stunden zu ruhen, um deinen Purimrausch auszuschlafen. Der würdige Gatte, warf sein großes Schlachtschwert in die Stube und legte sich mit dem Helm und dem absonderlichen Anzuge auf's Bett und schnarchte nach Herzenslust. —

Frau Jokew war mit ihren Vorbereitungen zum Festmahle inzwischen fertig geworden, deckte den Tisch und weckte ihren Mann, der etwas verdrüßlich sich dem Schlafe entriß. Kaum hatte er aber die dampfende Schüssel bemerkt, so war er wieder ganz munter und als seinem Scharfblicke die vielen Kräppchen nicht entgangen waren und auch die Muhmen und Nichten, die seiner Einladung gefolgt, ihn freudig begrüßten, so war er wieder heiter. Das war ein Essen, wie es Achaschweirausch nicht gehabt, und Alle stimmten darin überein, daß in der ganzen Kehilla (Gemeinde) keine Frau so kochen könne, als Frau Jokew. Die Mahlzeit wurde durch einige Masken unterbrochen, welche sangen, declamirten und tanzten, besonders da auch der kleine Karpel mit der Geige kam und das übliche Purimlied vorspielte, oder vielmehr abkratzte. Karpel geigte noch immer, als ich mich entfernte, um noch andere Familien zu besuchen, bei denen es noch toller herging. Die ganze Judenstadt war illuminirt. Ueberall Bälle und Festlichkeit. Dieser Karneval in dem Ghetto, dem geschichtlichen Leben der Juden entnommen, hat auch seine ernste Seite. —

8.

Die jüdischen Klesmorim*).

Karpel mit der Geige, so wie er in meinem Geburtsorte genannt wurde, ist eine zu originelle Figur, daß ich mich nicht sobald von ihm trennen kann. Ich habe ihn in zwei verschiedenen Situationen seines Lebens kennen gelernt, als Handelsmann und als Künstler. Es war ein kleines, untersetztes Männchen. Der große Kopf mit dem wirren grauen Haar etwas schief gebogen, steckte in den beiden Schultern. In seinem weißen, oder weiß sein sollenden Halstuche verbarg er das Kin, während seine Augen, in etwas wild unwirscher Weise, bald hier, bald dorthin blickten. Seine Kleidung bestand in einem langen Rock, schwarzen Manchesterhosen und Schuhen. Sein großer Kopf war von einem fast ebenso großen Hute bedeckt. Er lebte mit seiner alten Schwester in einem Hinterstübchen. Das Geschwisterpaar zankte sich fortwährend, und wenn nicht die Töne oder vielmehr Mißtöne der Karpel'schen Geige die Harmonie wieder herstellten, ein Dritter hätte dies nicht vermocht. Wie oft hatte ihm deshalb der Wirth, ein israelitischer Kaufmann, die Wohnung gekündigt; aber Karpel, dieses von der Kunst erfüllte Naturkind, konnte es sich in seiner Unschuld gar nicht denken, daß der Wirth das Recht der Kündigung habe, wenn der Miether schon dreißig Jahre in seinem Hause und in einem und demselben Zimmer wohnte. Die Antwort, die Karpel gewöhnlich auf solche Kündigung gab, motivirte vollständig diese Ansicht, denn er soll dann wüthend seinem Wirthe folgende Worte in's Gesicht geschleudert haben: „Er will mir die Miethe aufsagen! Welche Dreistigkeit!" Wenn die Tagesarbeit vor-

*) Musikanten.

über, und auch der Kunst das übliche Opfer gebracht; wenn die geliebte Geige wieder einsam an der Wand hing, dann sah man unsern Virtuosen selbst zufrieden an der Hausthür, in der Straße stehen, um vergnügt in den Kinderkreis zu blicken, der sich um ihn gebildet. Die Kinder hörten seine alten Geschichten gern mit an und widersprachen ihm nie und er nahm es ihnen gar nicht übel, wenn sie ihm gleichsam als Dank beim Abschiede „Karpel mit der Geige" nachriefen. Wenn er aufgelegt war, gab er ihnen auch Räthsel auf. Eins, das von ihm allbekannt ist, soll auch hier seinen Platz finden. „Es hängt an der Wand, ist bald lustig, bald traurig, das Ganze ist eine Violine. Was ist es?" — Man sieht, daß er von seiner Kunst so glückselig erfüllt war, daß ihn dieser Gedanke selbst bei den kindlichen Spielen nicht verließ. In seinem Alter verlor der arme Mann ein Auge. Er erzählte dies in einer wirklich komischen Weise. Gefragt, ob sein Augenübel wieder gehoben sei, nickte er in seiner freundlichen Weise. Der Doctor ist ein braver Mann, sagte er, er spritzte mir täglich in das Auge etwas ein und nach einiger Zeit waren die Schmerzen vorüber. Unser Doctor ist ein braver Mann, denn nach meiner Genesung schenkte er mir noch einen Thaler. Weiter gefragt, ob er nun wieder sehen könne, antwortete er: „Sehen kann ich nicht!" Das Auge war ihm nämlich ausgelaufen und allerdings waren nun die Schmerzen vorüber. —

Wie nun sehr oft die größten Genies verkannt werden, wie ein Theil der Gesellschaft, sei es aus Ueberhebung, oder aus einfacher Bosheit, den andern Theil ausschließt, so wurde auch unser Karpel, obwohl er, wie er tausend Mal betheuerte, auf seinem Instrument zu Hause war, von den eigentlichen Klesmorim ausgeschlossen. Ihnen gegenüber galt er nur als unwissender Dilettant. Bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts, namentlich bis zu den zwanziger Jahren, war die Tanzmusik in vielen kleinen deutschen Städten in den Händen einer jüdischen Musikbande. Auf den Tanzböden in den Dörfern,

auf den Bällen in der Stadt, überall bemerkt man die jüdischen Musiker. Später reisten sie auch nach Badeplätzen und versuchten sich in Concert-Musik. Obwohl es keine Kunstproductionen waren, so waren sie doch alle trefflich eingeübt und konnten mit Stolz und Selbstbefriedigung auf ihre Leistungen zurückblicken. Das größte Wunder aber war dies, daß nur wenige von ihnen, oft nur ein Einziger, der Dirigent, oder, wie er sich lieber nennen ließ, der Kapellmeister, nach Noten spielte. Alles mußte nach dem Gehör eingeübt werden und dennoch kommen sie nie in Verlegenheit; denn jedes Musikstück, das sie, ohne es anzusehen, auf ihrem Pulte hatten, wurde exact und kunstgerecht ausgeführt.

Einmal waren sie aber doch in rechter Angst. Ein fremder General war an einem kleinen fürstlichen Hofe angekommen. Ihm zu Ehren wurde ein Concert in einem fürstlichen Garten veranstaltet, und da des Stadtpfeifers Kapelle nicht anwesend war, die jüdischen Klesmorim, die, wie gesagt, einen Ruf hatten, zur Ausführug befohlen. Der Hof, der Adel, viele Offiziere und hochgestellte Beamte hatten sich schon an einem herrlichen Sommer-Nachmittage versammelt und unsere jüdischen Künstler strengten alle ihre Kräfte an, vor den fürstlichen und fremden Herrschaften Ehre einzulegen. Alles ging vortrefflich, denn außer den Kunstleistungen machten die originellen Figuren der jüdischen Musikbande einen wirklich gemüthlich-komischen Eindruck. Der Kapellmeister strich die erste Geige und rollte dabei fürchterlich die Augen, Mendel die zweite Geige, warf den Kopf hin und her und verfehlte nicht mit dem Fuße den Takt zu schlagen; der dicke Joffef blies die Klarinette, welche, da sie schon an mehreren Stellen Luft hatte, mit Bindfaden umwickelt war. Er strengte sich dermaßen an, daß das eine Auge, das überhaupt größer war als das andere, ganz aus dem Kopfe hervorquoll. Der stille und ernste Abraham fuhr auf seiner Baßgeige wüthend hin und her, während sein Nachbar der breite Aaron, seinem Cello nachzuspringen schien,

weil der Steg locker, immer in das Instrument sich hineinsenkte, wodurch er den eigentlichen Halt verlor; kurz, die ganze Musikbande, die ungefähr aus 12 Mitgliedern bestand, überbot sich förmlich an Originalität. Der fremde General kam plötzlich auf den für die jüdische Kapelle unglücklichen Gedanken einen Marsch sich vorspielen zu lassen, den er auf seinen Feldzügen gehört und dessen Noten er unter die Bande vertheilen ließ. Man denke sich nun die Verlegenheit unserer Klesmorim; nur wenige verstanden, wie gesagt, nach Noten zu spielen. Ihr Ruf stand in Gefahr. Sie sahen sich schon mit Spott und Hohn aus dem Garten gejagt und der Stadtpfeifer, wie wird der erst lachen! Die Situation war in der That gräßlich. Einer sah dem Andern bestürzt in's Auge. Einige probirten sogar leise einige Accorde, die sie mit vieler Mühe aus den Noten herausbuchstabirten. Endlich legte sich der Himmel ins Mittel. Einzelne Wolken hatten sich schon längst am Himmel gezeigt, ein plötzlicher Sturmwind hatte sie zusammengepeitscht. Das Ungewitter kam näher und das Concert hatte dadurch ein glückliches Ende genommen.

Wie dankten die Klesmorim Gott, für diese glückliche Errettung aus der grausamen Notenqual. Die Musikbande hat sich längst aufgelöst und die Klesmorim deckt der Rasen, aber ihre Kunst bleibt ewig, — auch Karpel mit der Geige ist nicht unvergessen geblieben.

9.

Der reisende Lamden*).

Nichts stand in früherer Zeit den Juden höher, als ein Talmudkundiger, und weil Jeder eigentlich die Verpflichtung hatte, sich in jüdischer Wissenschaft auszubilden, so wurde der Amhorez, oder der Unwissende mit einer gewissen Verächtlichkeit behandelt. So viel Ehrfurcht der Jude vor dem Alter hatte, so mußte das Alter doch der Jugend nachstehen, wenn letztere in wissenschaftlicher Beziehung höher stand. Der Reiche und Angesehene fand es gar nicht auffallend, wenn er selbst vor ihm bevorzugt wurde. Das Prinzip der Anciennität wurde nur bei Gleichstehenden beobachtet. Ein Lamden in der Kehilla**) ist ein Schatz, den man sorgfältig hütete, für den sich Jeder interessirte. War er arm, wurde er auf ehrbarste Weise unterstützt, und reichte diese Unterstützung nicht aus, seine zahlreiche Familie zu ernähren, fühlte er die Kraft in sich, in seiner Wissenschaft etwas zu leisten, so wandert er von Gemeinde zu Gemeinde und seine sogenannten gleiche Wörtchen, der heiligen Thora entnommen, verschaffen ihm überall Eingang und freundliches Entgegenkommen.

Der reisende Lamden empfiehlt sich nur selten durch Papiere, vielmehr hat sein ganzes Auftreten etwas Festes und Sicheres, aber auch Bescheidenes. Er ist durchaus nicht zudringlich, und obwohl Dürftigkeit und Sorge beim ersten Blick zu erkennen, so hat er doch so viel als möglich in seinem Aeußern eine gewisse Würde erhalten, die gewissermaßen imponirt. Er weiß der Unterhaltung eine Wendung zu geben,

---

*) Ein in der jüdisch-theologischen Wissenschaft Eingeweihter.

**) Gemeinde.

wodurch er sehr bald, ohne daß man gleich die Absicht merkt, auf den eigentlichen Zweck seines Besuches kommt. Hat er einen ihm Ebenbürtigen gefunden, so sieht man die beiden sehr bald in lebhaftem, geistreichen Gespräch, das durch eifrige Gesticulationen und im singendem Tone begleitet wird. Eine schwierige Stelle in der heiligen Schrift, z. B. über die Verrenkung der Hüfte Jakob's, weshalb die Juden die Spannader nicht essen dürfen, wird in Verbindung mit einer Stelle im Talmud, die wieder mit einem Verse aus den Psalmen künstlich zusammengestellt, erklärt. Die Disputation wird in Hitze geführt. Es werden aus anderen Schriften Beweise aller Art gesucht, um die Ansicht des reisenden Lamdens zu entkräften. Bald ist der Tisch mit Folianten aller Art bedeckt. Schließlich giebt der Rambam*) den Ausschlag und die Wüthenden werden immer ruhiger; besonders, da auch die Hausfrau erscheint, um die Gelehrten zum Mittagstisch zu geleiten.

Es ist dem reisenden Lamden durch den Vorstand der Gemeinde gelungen, auch einen Vortrag im Bethhamidrasch zu halten. Es ist der Sabbath-Nachmittag vor dem Minchah-(Vesper-) gebet. Gelehrte und ungelehrte Beter haben sich versammelt. Auch die kleinen Söhne haben die Väter mitgebracht, damit sie den fremden Gelehrten hören. Er besteigt die kleine Erhöhung vor der heiligen Lade, spricht über die grobe Antwort Kain's, die er auf die Frage: „Wo ist dein Bruder Abel?" dem Herrn gegeben und fragt dann wieder, warum Gott den Ausdruck gebraucht „die Stimme des Blutes deines Bruders schreiet zu mir aus der Erde." Er knüpft an diese Betrachtung eine Masse von Citaten aus dem Talmud, führt Stellen aus den Propheten an und kommt zuletzt zu dem Schlusse, daß Kain damals noch gar keinen Todten gesehen, darum die grobe Antwort: „Bin ich der Hüter meines Bruders?" ferner, daß Gott ihm den Begriff des Todes, also

*) Maimonides.

sein furchtbares Verbrechen erst erklären mußte u. s. w. Es wird disputirt, lebhafte Gegenbeweise geführt, die Frauen weinen, die Männer lächeln in ihrer Befriedigung Einer dem Andern zu und die Knaben haben sich während der Zeit auf einzelnen leeren Stätten ebenfalls in ihrer Weise unterhalten. Von allen Seiten wird der Lamden umringt, ihm zu danken und Tags darauf mit Ehren und reichen Unterstützungen entlassen.

10.

Der Chewremann.

Wir leben in einer Zeit, wo Vereine aller Art an der Tagesordnung sind. Außer den politischen und wissenschaftlichen Versammlungen, wird jede neue Bewegung von der Masse aufgefaßt, gründlich verarbeitet und Vereine hervorgerufen. Auf jedem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, auf dem Felde der Industrie, überall zeigt sich das Sehnen nach Vereinigung. Nirgends aber ist dieses Bestreben sich zu versammeln stärker hervorgetreten, als in großen Städten. Es gehört gleichsam zur Mode und das ist die krankhafte Seite irgend einem Vereine anzugehören. Diese Unmasse von Wohlthätigkeitsanstalten, Krankenhäuser, Waisenanstalten, Invalidenvereine, Volksküchen u. s. w. erfordern viele Kräfte, welche nicht allein aus Geldbeiträgen bestehen, sondern die Personen selbst in Anspruch nehmen. Je mehr das Volk auf sich selbst angewiesen und der Grundsatz der Selbsthilfe durchgeführt wird, desto mehr tritt die Nothwendigkeit ein, dieser Selbsthilfe durch Anstalten aller Art Nachdruck zu geben.

Dieses großartige Vereinsleben der heutigen Zeit namentlich

auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit ist schon in früherer Zeit unter den Juden ausgebildet gewesen. Der Jude war von je her auf sich selbst angewiesen. Von Staatshilfe, oder von einer Unterstützung Seitens der Communen für seine Arme und Kranke hatte er nichts zu erwarten. Der Schulze-Delitzsche Grundsatz ist nicht neu und in der Mitte des jüdischen Lebens schon längst lebendig gewesen. Da gab es Kassen für Arme und Kranke, Anstalten für Zurückgekommene, Waisenhäuser, Armenschulen, Krankenhäuser, Vereine zur Ausstattung armer Bräute, Bekleidungsanstalten, Vorschuß- und Humanitätsvereine, Anstalten zur Beförderung des Ackerbaues u. s. w.

Lasset uns einen Blick rückwärts thun, und nur einen einzigen Verein dieser Art näher betrachten, und wir werden uns sehr bald überzeugen, in welcher wahrhaft rührenden Ausbildung das Vereinsleben schon seit langer Zeit unter den Juden ausgebildet ist. Wir nennen einen der ältesten Vereine, dessen Alter nach Jahrhunderten zählt und fast in jeder Gemeinde besteht. Es ist die Gesellschaft der barmherzigen Brüder. Der Name selbst schon bezeichnet die Pflichten. Der Chewremann (Vereinsmitglied) hat Barmherzigkeit zu üben, Kranke zu pflegen, Arme zu unterstützen, die letzten Stunden des Sterbenden durch Gebete zu erleichtern, Todte zu reinigen, mit Sterbekleidern zu versehen und in's Grab zu legen. Der wahre Chewremann ist stolz auf die Ausübung dieser Pflicht. Auf der einen Seite ist er von Mitleid erfüllt und sucht gewaltsam die Thränen zu verbergen, die ihm die Schmerzen des Kranken, sowie die Leiden der Umstehenden aus den Augen pressen; auf der andern Seite scheint er der harte, gleichgültige Mann zu sein, dem Leiden aller Art, ja sogar Sterben etwas Alltägliches, ja sogar Nothwendigs ist. Diese scheinbare Härte, die dennoch mit Milde gepaart, ist dem Kranken oft wohlthuender, als das Mitseufzen und Aengstlichthun der Besuchenden, welches die Leidenden nur aufregt. Die Arzenei, die der Chewremann

dem Kranken reicht, das Kissen, das er ihm zurechtlegt; jede Erleichterung, die er ihm verschafft, ist ihm eine religiöse That. Wie heldenmäßig verläßt er mitten in der strengsten Winternacht sein Bett, um zum Sterbenden zu eilen, das letzte Stündlein zu erleichtern, die Verwandten zu trösten und Anordnungen bezüglich der Beerdigung zu veranlassen. Ob reich oder arm, seine Thätigkeit ist dieselbe, immer rathend, immer helfend, tröstend, unterstützend, ja bis über das Grab hinaus ist sein Beruf die Menschenliebe. — Das ist der Chewremann wie er war und wie er sein soll.

An einem bestimmten Tage des Jahres, zu Anfang des Winters, oder zu Ende desselben ist ein Buß- und Festtag für den Verein festgesetzt. In der Frühe des Morgens sammeln sich die Vereinsmitglieder und beten, und nach Beendigung des Gottesdienstes eilen sie nach dem Friedhofe und umkreisen die Gräber. Abends versammeln sie sich abermals, um in fröhlichem Beisammensein das Festmahl zu begehen. Nachdem die neuen Mitglieder eingeführt, weicht der bisherige Ernst und die heitere Seite des Tages beginnt. Alles ist brüderlich vereint. Der Reiche nimmt seinen Platz neben dem Armen und reichet ihm Wein und ermuntert ihn zur Heiterkeit. Ein trauliches Du ist der Brudergruß, der nun vernommen wird. Es ist ein erhebendes, wohlthuendes Gefühl diese Greise in der Weinlaune zu sehen, wie da Jugend mit dem Alter verbunden sich der Freude hingiebt. Aber selbst in der größten Ausgelassenheit hat das Fest den religiösen Charakter nicht verloren. Jedes Lied, das gesungen, jeder Vortrag, der gehalten, bespricht die Tendenz des Vereins und hat zu seinem Inhalte die Menschenliebe. Auch ein christlicher Armenarzt ist oft gegenwärtig, auch Er ist heute Abend der jüdische, barmherzige Bruder, auch er wird mit dem traulichen Du begrüßt. Er findet das Festmahl vortrefflich und die Juden selbst bei ihren Festen gar nicht so übel, wie er sie sich früher vorgestellt. Kopfschüttelnd legt er, zu Hause angekommen, die Schriften bei Seite,

die gegen sie veröffentlicht. Makulatur ist Alles, ruft er aus, nur im Leben der Liebe ist Wahrheit!

11.

Der lange David mit der ledernen Flinte und die drei Schamoßim*).

In der kleinen Kehilla**) F. waren drei Schamoßim, die in der ganzen Gegend einen Ruf hatten; welchen besonderen Eigenschaften sie diesen Ruf verdankten, habe ich, obwohl ich mir viele Mühe gegben, nie erfahren können, doch muß es wahr sein, denn der lange David, den man auch Dowed mit der ledernen Flinte nannte, hat es mir hundert Mal erzählt. Dieser lange David war ein origineller Kauz. Eine lange hagere Gestalt, mit vielen Pockennarben im Gesicht, einer Nase, die dem Kinn über 2 Zoll voraus war und mit krummen Beinen. Seine Arme waren in beständiger Bewegung. Er wußte Alles haarklein, was in der Gemeinde vorging. Seinem Scharfblick, unterstützt von zwei verschiedenen grauen Augen, entging nicht das Geringste. Man sah ihn fast in jeder Gasse und bei jedem öffentlichen Skandal ragte der lange David hervor. Wovon er eigentlich lebte, blieb ein Geheimniß, obwol er nie arbeitete und auch keine Unterstützung annahm. Ich konnte mich stundenlang mit ihm unterhalten, denn er schien unerschöpflich im Erzählen zu sein und seine Erzählungen hatten immer einen Beigeschmack naturwüchsigen Humors. „Er hat eine böse Zunge," meinten die Leute, und gewissermaßen hatten sie recht,

*) Gemeindediener.

**) Gemeinde.

denn in der ganzen Gemeinde war kein Einziger, dessen Familienregister er nicht genau kannte, dessen Familienereignisse er nicht beschreiben konnte. Die Bei- und Spitznamen suchte er in jeder Beziehung zu vervielfältigen und das that er mit einer ordentlichen Wuth, da ihm sein eigener Spitzname in der That ärgerte. Er soll denselben dadurch erhalten haben, weil er einst bei einer Auction eine Flinte erstanden, die einen ledernen Ueberzug hatte. Als er nach Hause kam, nahm er den Ueberzug ab und siehe da, ein Stück Holz war mit Leder überzogen. Dies erfuhren einige Bekannte und nun hieß er allgemein „David mit der ledernen Flinte." Seit dieser Zeit grollt und tobt es in seinem Innern und er bemüht sich nun fortwährend Spitznamen zu erfinden. Von ihm erfuhr ich denn auch, daß in der kleinen Kehilla drei Schamoßim angestellt, der tanzende, reitende und laufende Schames.

Der tanzende Schamos war noch ein junger Mann, der seinem Vater als Gemeindediener und Todtengräber im Amte folgte. Es war eine lange, hübsche Gestalt, sehr gewandt und geübt in seinem Berufe. Neben demselben versäumte er auch nicht, sein Leben zu genießen. Er liebte leidenschaftlich den Tanz, und wo nun Tanzmusik war, sah man den Gemeindediener in den ersten Reihen der Tänzer. Seine Brauchbarkeit und Tüchtigkeit im Amte, seine Gewandtheit als Kellner, als solcher fungirte er oft bei seinen Bällen, sein kluges, schlaues Benehmen gegen die Gemeindevorsteher und Mitglieder, verwischten den Makel seiner Tanzleidenschaft und man gewöhnte sich zuletzt an den Gedanken, einen tanzenden Schames zu haben.

Die Gesellschaft der barmherzigen Brüder hatte auch einen Boten, welcher der reitende Schames hieß. Es war schon ein Mann in vorgerückten Jahren, eine Gestalt von mittlerer Größe, die Haltung etwas krumm und den Kopf aus Gewohnheit schief gebogen. Seine röthlich triefenden Augen, sein großer Mund und die Derbheit seiner Aus-

drucksweise hatten zwar etwas Unangenehmes, doch nicht Verletzendes. Er handelte früher mit Pferden, trieb dann ein Fuhrmannsgeschäft, und da er das Unglück hatte mit der Abdeckerei durch das Fallen seiner Pferde zu oft in Berührung zu kommen, so kam er in seinen Vermögensverhältnissen immer mehr und mehr zurück. Auch sein Fuhrmannsgeschäft brachte ihn nicht vorwärts. Die Fuhren nach der Leipziger Messe brachten nicht viel ein, und da seine Pferde nicht die besten, die Passagiere, wegen des vielen Sandes, mehr laufen, als fahren mußten, so blieben sie zuletzt ganz fort und Leb verkaufte Alles und suchte sich durch Makeln auf den Viehmärkten zu ernähren. Endlich hatte er das Glück von der Gesellschaft der barmherzigen Brüder zum Schames gewählt zu werden. Welche Freude ihm das sichere, wenn auch kleine Einkommen gewährte, ist nicht zu beschreiben. Gerührt umarmte er sein Jittchen, die eben die 6. Tasse Kaffe getrunken. „Alte," sagte er in seiner derben, fuhrmännischen Weise, „nun brauchen wir nicht mehr so viel zu sorgen, Futter haben wir, nun Jehi!!" „Eine große Sache," entgegnete das mit ihm ewig grollende Weib, „12 Thaler jährlich, ½ Scheffel Weizen zu Ostern, was soll ich da erst dafür kaufen?" „Das verstehst Du nicht," meinte der überglückliche reitende Schames und schickt sich an, seinen ersten Umgang mit der silbernen Allmosenbüchse in der Gemeinde zu halten.

„Sehen Sie dort den kleinen blassen Mann, mit dem großen Buch unter dem Arm, in gleichem eintönigem Schritt," fuhr der lange David fort, „das ist der laufende Schames. Er ist der Bote mehreren Wohlthätigkeitsanstalten und ist sehr eifrig und pünktlich in seinem Dienst. Ein kleines Kerlchen, mit einem langen Rock, einem großen Hut auf dem Kopfe. In seinen Bewegungen zeigt er eine gewisse Rührigkeit. Er ist eigentlich Handelsmann, doch da er, wie man sagt, kein Verdiener war, so überließ er das Geschäft seiner Frau, die in dieser Beziehung Erstaunliches leistete. Er selber

hatte den ganzen Tag für die verschiedenen Anstalten zu laufen; nur am Freitag Nachmitag trat Ruhe ein. Ruhe, nein, da beginnt sein anderes Amt, als Schalitsetzer*). Er heizt den Backofen und eine Masse von Dienstmädchen mit Töpfen, die mit verschiedenen Namen der Gemeindemitglieder in jüdischer Correntschrift bezeichnet sind, warten auf den kleinen Mann, der mit einer langen Stange, welche mit einem Haken versehen, die Schalitspeise in den Ofen schiebt. Trotz dieser ewigen Lauferei und Schalitsetzerei ist das Männchen immer heiter. Ich dankte dem langen David für seine ausführliche Beschreibung und noch lange blieben mir der tanzende, reitende und laufende Schames im Gedächtniß.

12

Der Sophar**).

Wer könnte gleichgültig in die Thora hineinblicken, ohne, abgesehen von dem religiösen Gefühl, die großen Pergamentrollen zu bewundern, auf denen die 5 Bücher Mosis wahrhaft künstlerisch geschrieben sind. Die wundervollen Buchstaben, einer dem andern gleich, zierlich an einander gereiht, ohne durch besondere Zeichen in ihrem einheitlichen Zusammenhange gestört zu sein, scheinen sie auf eine reichhaltige Vergangenheit aufmerksam zu machen, auf die Geschichte früherer Jahrhunderte, durch welche ein blutrother Faden gezogen, der Knechtschaft, Druck, Verfolgung, Martern aller Art andeutet. Welche herrliche Schrift! welche regelrechte Form in

*) Schalit, eine in der genzen Welt bei den Juden bekannnte Sabbathspeise.

**) Thoraschreiber.

der Ausführung, und dabei welche Einfachheit! Wer ist der Künstler, der mit vieler Geduld das auszuführen vermochte? — Welche Zeit gehört dazu, ein solches Riesenwerk zu beendigen? Das waren die Gedanken und die Fragen, die ich mir vorlegte, als ich in der Gemeinde M. zur Thora gerufen wurde. Beim Zurollen dieser heiligen Urkunde, wurde ich selbst auf die Umwickelung eines Stück Leinwands aufmerksam gemacht, die ebenfalls bunt bemalt, von demselben Künstler herrührte und Mappe hieß. Auf dieser Mappe stand ein hebräischer Name in bunten Buchstaben und mit kleinen in verschiedenen Farben gemalten Schnörkeleien. Es ist jüdischer Gebrauch, daß die leinene Hülle, in der der achttägige Säugling bei der Beschneidung umwickelt ist, zum Sophar gebracht, welcher eine sogenannte Mappe daraus verfertigt, den Namen und den Geburtstag des Knaben vermerkt und als Geschenk zur Thoraumwickelung der Synagoge gespendet wird. Diese Mappe war also in früherer Zeit eine Art Geburtregister. Ich war begierig, den Sophar kennen zu lernen, und man führte mich in eine enge Gasse, mehrere Stock hoch, in ein freundliches, sauberes Stübchen. Ein ehrwürdiger, alter Mann empfängt uns, und nachdem ich demselben meinen Wunsch zu erkennen gegeben, über seinen frommen Beruf etwas Näheres zu erfahren, lud er uns auf die freundlichste Weise ein, Platz zu nehmen, und da er eben ein paar Gebetriemen schwärzte, hatte ich zugleich Gelegenheit, mich in seinem Arbeitszimmer, das zugleich Wohnstube und Speisesalon war, da seine Frau, eine ehrbare Matrone, einem jüdischen Speisehause vorstand, umzuschauen. Schaufäden, Gebetriemen lagen in bunter Unordnung auf dem langen Tisch. Er erzählte uns, daß er bereits 14 Thorarollen geschrieben, die er nach großen und kleinen Gemeinden verkauft hatte. „Es ist eine harte, schwere und doch recht lohnende Arbeit," meinte er. Das Lohnende bezog er wahrscheinlich auf den heiligen Beruf, als examinirter Thoraschreiber, denn fast ein ganzes Jahr mußte er an einer Thora arbeiten und das Honorar steht,

wie ich später erfuhr, in keinem Verhältniß zu der langen Arbeitszeit. Jeder Buchstabe, jeder Absatz ist gesetzlichen Regeln unterworfen. Die Beendigung einer solchen Riesenarbeit ist ein Freudentag, nicht allein für ihn, sondern auch für denjenigen, der sie der Synagoge zu schenken beabsichtigt. Diese Schenkung schafft einen Festtag für die Gemeinde. Der fromme Spender trägt sie selber, begleitet von seiner Familie schon am Tage zuvor, ehe der Sabbath eingetreten, in früherer Zeit unter Begleitung von Musik in die Synagoge. Dort wird die mit silberner Krone und anderem Silberschmuck verzierte Thora zu ihren Schwestern in die heilige Lade gestellt. Mit welchem verzeihlichen Stolz blickt der Sophar am Sabbath auf sein Werk, in dem heute zum ersten Mal der Wochenabschnitt verlesen! „Das sind selige Stunden," beendigte der Thoraschreiber seine Schilderung, „die mir vollkommenen Ersatz bieten, für die unendliche Mühe und Arbeit, die mein Beruf mir auferlegt." Ich konnte den Künstler nicht genug bewundern, der so genügsam, so selbstzufrieden, kein höheres Ziel kennt, als Buchstaben regelrecht zu zeichnen und auf Leinwand bunte Bilder zu malen, oder auf kleinen Pergamentrollen das übliche Glaubensdogma für Mesusa (Thürpfoste), oder für die Tphilin (Gebetriemen) zu schreiben. Zu allem diesem hat er sich das rohe Pergament selber zu bearbeiten, die Dinte selbst zu fertigen, das Kalbleder zuzuschneiden u. s. w. Schade, der Sophar hätte mir noch so manches erzählt, wenn nicht die würdige Gattin mit alltäglichen Fragen dazwischen gekommen. Wir kauften uns zum Andenken an dieses Künstlergespräch eine kleines, von ihm beschriebenes Pergamentröllchen, das zum Anheften an die Thürpfoste der Eingänge eines jüdischen Hauses benutzt wird, und empfahlen uns.

13.

Die schwarze Esther.

In früherer Zeit hatte die große Gemeinde ihre eigenen jüdischen Aerzte, ihre Chirurgen, Hebeammen, Wartefrauen u. s. w. Das war eben das Charakteristische der Kehilla, wodurch sie sich von dem Jischew*) auszeichnete, daß in ihr fast jeder Beruf und die meisten Gewerbzweige durch Juden vertreten waren. Es war diese Erscheinung ebenfalls eine nothwendige Folge ihres Druckes, ihrer Abgeschlossenheit in dem Ghetto. Noch heute finden wir, namentlich in den großen Gemeinden Böhmens und Polens diese Abgeschlossenheit, die erst mit der vollständigen Emancipation nach und nach schwindet. In den untergeordneten Berufszweigen, besonders unter den Chirurgen, Zwickern, Hebeammen und Wartefrauen, finden wir mitunter die originellsten Figuren. Eine solche Originalität war die vielberühmte Wartefrau, die schwarze Esther genannt. Die Bezeichnung war eine ganz richtige. Sie hatte ein schwarz-gelbes Gesicht, eine spitze Nase, kleine stechende Augen. Der Kopf hatte eine etwas schiefe Richtung. Es war possirlich diese dürre Figur mit der großen, weißen Haube in ihrem schnellen beweglichen Gang, mit dem ewigen wackelnden Kopfe auf der Straße zu erblicken; noch possirlicher, wenn sie mit dem ganzen Stolz ihres hochwichtigen Berufes ins Zimmer der Wöchnerin trat. Mit gravitätischer Miene untersuchte sie, gleich dem besten Sanitätsrath, den Puls, ordnete in ihrer hochtrabenden, etwas schnarrenden Sprache dies und jenes an und duldete auch nicht den geringsten Widerspruch. In ihrem großen Pompadour, der mit dem einen Arm verwachsen schien, hatte sie die

*) Sitz einzelner Familien.

nothwendigen chirurgischen Instrumente und Pflaster, Leinwand, Charpie u. s. w. Sie war auf Alles vorbereitet und zeigte in den entscheidenden Augenblicken Ruhe und Festigkeit. So häßlich sie war, sie machte sich über sich selbst lustig, so war sie dennoch die gesuchteste Frau in der ganzen Gemeinde. „Laßt die schwarze Esther rufen," war das erste Wort des Gatten, wenn die Gattin sich unwohl fühlte. Blieb sie einen Augenblick länger als gewöhnlich, so hieß es: „wo bleibt Estherchen?" So wie sie nun ihrem Beinamen vollkommen entsprach, ebenso verdiente sie ihren Ruf. Ihre Vorsicht, ihre Erfahrung waren jedem Arzt eine wichtige Beihilfe und er sowohl, wie das ganze Hauswesen waren vollkommen beruhigt, wenn die schwarze Esther im Hause war. Dabei war sie immer heiter und konnte die lustigsten Geschichten erzählen. Hatte sie Zeit, so war die Lectüre ihr Hauptvergnügen. Clauren war ihr Lieblingsschriftsteller. Fast jede Wöchnerin der damaligen Zeit, welche die schwarze Esther zur Wärterin hatte, wußte eine Masse Geschichten, von Tinchen und Fiekchen, und so war sie selbst unbewußt eine Beförderin der deutschen Literatur unter den Juden. Wenn Estherchen in den Straßen nicht stehen blieb, so verrieth ihr schneller wackelnder Gang die Zeit der höchsten Noth. Flatterten die Bänder ihrer weißen Haube recht lose hin und her und lächelte sie schelmisch den Vorübergehenden zu, so war die Gefahr vorüber und blieb sie am Ende bei diesem und jenem in der Gasse stehen, so war ein Sohn, oder eine Tochter geboren. Bei der Geburt eines Knaben begleitete sie alle ihre Erzählungen mit dem wildesten Lachen; bei einem Mädchen würde sie das Haupt geschüttelt haben, wenn es nicht zu tief gesessen hätte zwischen den Schultern. Mit einem Worte, es war ein Factotum in der Gemeinde, das nicht zu schätzen war. Man hütete sich deshalb wohl mit ihr anzubinden, denn sie wußte sich in ihrer Weise recht derb zu vertheidigen und verlor sehr selten die Geistesgegenwart. Einmal doch. Sie hatte eine Wöchnerin auf einige Zeit verlassen und der Gatte, als er nach Hause

kam und deshalb seine Frau unruhig fand, machte ihr die bittersten Vorwürfe. Sie war derart betroffen, weil man es noch nie gewagt, ihr etwas zu sagen, daß sie vor der Hand schwieg. Abends, als sie nun glaubte die Wöchnerin schlief, suchte sie ihrem Herzen dadurch Luft zu machen, daß sie mit den Händen in ihr schwarzgraues Haar fuhr und in ihrer Wuth ausrief: „Estherchen, was mußt du versündigt haben, daß du bei Jisraels David im Hause bist!“ Die Wöchnerin schlief aber nicht und hörte die Schmähung ihres Mannes ruhig mit an. Am anderen Morgen war die schwarze Esther nicht wenig erstaunt, als die Wöchnerin in der sanftesten Weise sie um Erklärung dieses Ausrufes ersuchte. „Es ist nichts, gar nichts, Frau Cohn,“ erwiderte sie. Und nun erzählte sie ihr, gleichsam um sie zu beruhigen, recht lustige Geschichten.

Glaubst du etwa, lieber Leser, unser Estherchen hätte nicht geliebt? Sie erzählte mir, ein Bocher hätte ihr seine glühende Liebe in einem jüdischen Gedichte ausgedrückt, sie hätte ihn auch recht gern gehabt, aber die geringe Aussicht auf eine einstige Verheirathung, wegen des schwer zu erlangenden Schutzes, hätte sie vermocht, ihre Liebe unter unsäglichen Qualen zu ersticken. — Esthers Tod traf wie ein Blitzschlag die ganze Gemeinde. Sie war eine ehrbare, fleißige und geschickte Frau, sagte man, als man die letzten Schollen Erde auf ihr jungfräuliches Grab warf. Friede ihrer Asche!!

14.

Bocher Schië.

Der Bocher Schië war die erste Persönlichkeit, die mir in der großen Gemeinde zu B. auffiel. Wer hätte wohl in den dreißiger Jahren dieselbe nicht gekannt! Diesen großen starken Jüngling, der allerdings schon über 40 Jahre zählte, mit dem dicken, aufgedunsenen Gesichte, mit dem behäbigen Bauch. Ebenso originell, wie seine Figur, war sein ganzer Anzug. Dieser große altmodische Hut, diese Stehkragen, die über dem schmutzigen Halstuche drohend hervorragten, die bunte Weste; dann zu der ganzen Gestalt der gewöhnlich nicht anschließende Rock, die Beinkleider, die der ersten besten Trödlerbude entnommen, ohne weiter die Jahreszeit zu berücksichtigen, dieser Anzug gab Veranlassung genug, ihn auch persönlich kennen zu lernen. Er war, wie ich später erfuhr, von dem Herzogthum Posen nach Berlin gekommen, um sich bei dem dortigen Rabinat im Talmud auszubilden. Es gelang ihm sehr bald, sich die nothwendige Unterstützung zu verschaffen, und da er geistig begabt, so war es ihm nicht schwer, sich in der jüdischen Wissenschaft, allerdings einseitig, zu vervollkommnen. Er dachte aber nie daran, zu einem eigentlichen Ziele loszusteuern. Ihm gefiel das bocherische Treiben. Er hatte bei den reichen jüdischen Familien die besten Freitische und suchte sich diese, durch seinen derben Witz und seine sogenannten gleichen Wörtchen zu erhalten. Es dauerte gar nicht lange, so wußte man in der ganzen Gemeinde vom Bocher Schië zu erzählen. Die Unterstützungen flossen ihm von allen Seiten immer reichlicher zu, so daß er gar nicht daran dachte, seine gemüthliche und eigentlich einträgliche Stelle, als Bocher aufzugeben. Er war bereits einige zwanzig Jahre Bocher und hatte sich, wie natürlich, nicht allein eine große

Bekanntschaft, sondern auch eine Lokalkenntniß in der großen Gemeinde zu verschaffen gewußt, die ihm in seinem Lebenslauf vom größten Nutzen war.

Bocher Schië wußte Alles und bekümmerte sich auch um Alles. Jeder Sterbefall eines reichen Mannes wurde bei ihm gewissenhaft notirt, jede Geburt sorgfältig aufgeschrieben. Alle diese Notizen brachten ihm Geld ein. Hier gratulirte er in einer Familie zum Geburtstage, dort wieder zeigte er den Sterbetag an, damit das Kadischgebet*) nicht vergessen werde. Bald machte er auf dieses, bald auf jenes aufmerksam. Da er nun auch bei jedem Begräbniß zugegen, und im Stande war einen Mischna-Abschnitt**) dort während der Beerdigungsceremonie, wie üblich, für sich zu studiren, so konnte es nicht fehlen, daß diese ganzen Verrichtungen, ein einträglicher Erwerbzweig für ihn war. Er hatte sich ein artiges Sümmchen erspart und konnte nun seine Freitische aufgeben. Trotz dieser errungenen Selbstständigkeit, blieb er immer Bocher Schië. Als solcher war er überall bekannt und auch überall, trotz seiner schmutzigen Kleidung, gern gesehen. In der glücklichsten, angenehmsten Stimmung, war er beim Mittagsmahle. In einer solchen traf ich ihn öfters in einer jüdischen Restauration. Da saß der alte dicke Bocher, mit der Serviette fast ganz umschlungen, sprach mit sich selber und lächelte vor sich hin. Wahrscheinlich setzte er ein Wortspiel zusammen, das nächstens die Runde in der Gemeinde machen sollte. Da er stolz darauf war, wenn von ihm Etwas nacherzählt wurde, so waren sehr oft diese Witze forcirt; doch hielt ihn dies nicht ab, immer wieder auf's Neue von sich reden zu machen.

Beim Essen wurde er immer heiterer und gesprächiger, so daß er durch die lebendige Bewegung seiner Arme und Hände, immer wieder neuen Appetit zeigte. Die ältesten Tischgäste konnten sich nicht erinnern, daß er jemals etwas

---

*) Gebet der Trauernden.

**) Talmudabschnitt.

stehen ließ, oder daß er zu erkennen gab, diese, oder jene Speise wäre ihm lieber, als die andere. Nur nach Beendigung des Mahles wurde er ernst, sehr ernst beim Tischgebet. Böse Zungen behaupteten, der Ernst wäre nicht eine Folge der Andacht, vielmehr die Folge der Betrübniß, noch nicht recht satt geworden zu sein.

Bocher Schië war ferner die gutmüthigste Seele von der Welt. Jeden armen Bocher suchte er als seinen Collegen zu unterstützen, oder verschaffte ihm Freistellen, gab ihm diesen oder jenen Rath. Arme wies er, da er meistens in der Gasse auf- und abging, zu den betreffenden Vorstehern. Kranke, geleitete er zum Arzt; kurz, er war überall bei der Hand, um Hilfe zu schaffen. Wollte man einem nahen Verwandten einen Todesfall anzeigen, so war er auch zu diesem traurigen Geschäft bereit. Er that dies oft in der schonendsten Weise, oft aber auch sehr derb. „Warum so betrübt?" rief er einst einem Bekannten zu, dessen Vater, das wußte er, vor Kurzem gestorben. „Ich habe seit vier Wochen von Hause keinen Brief gehabt," antwortete er ihm. „Narr," sagte Bocher Schië, „mein Vater ist schon 20 Jahre todt und ich habe keine Nachricht von ihm und der Deine ist erst vor 4 Wochen gestorben und du willst schon Brief haben?" Der Schreck des betrübten, jammernden Sohnes ist nicht zu schildern. Bocher Schië führte ihn nach Hause und ordnete die Trauerceremonien an.

Einst war er auch als Zeuge vor Gericht geladen. Gefragt, nach seinem Gewerbe, antwortete er: „ich bin ein Todtenlerner." Der Richter, der von diesem Erwerbszweige keine Ahnug hatte, hielt ihn für nichtzurechnungsfähig, nahm aber seine Meinung zurück, als ihm Schië die Art und Weise seiner Beschäftigung näher erklärte. Als ich ihn in späteren Jahren wieder aufsuchen wollte und deshalb die Rosenstraße wohl hundert Mal hin und her ging, in der Hoffnung ihn dort doch endlich treffen zu müssen, da dieses Viertel sein Hauptwirkungskreis war, erfuhr ich von einem

dort wohnenden Trödler, daß Bocher Schië schon vor einigen Jahren gestorben, daß er ein hübsches Vermögen hinterlassen und seine alte Wirthin, Frau Hiller, zur Universalerbin eingesetzt. Seine armen Verwandten meinten, das wäre der schlechteste Witz, den er in seinem Leben gemacht; doch, die ihm näher standen, waren anderer Ansicht, und auch Frau Hiller weinte dem verstorbenen Bocher eine heiße Thräne nach.

15.

Ein jüdischer Vorsänger.

Die großen auf dem Felde des Gesanges geübten Kunstverständigen und wahren Künstler überhaupt können die Pflege einer guten Stimme nicht genug empfehlen. Welche Vorsicht ist nothwendig, dieses göttliche Geschenk zu conserviren. Der von der Kunst wahrhaft Begeisterte und mit dem Bewußtsein künstlerischer Kraft Erfüllte, wird auch um so vorsichtiger sein, dieser Kraft mehr als das Nothwendige an gewisse Gesetze gebundene zu bieten. Anders ist es mit dem Natursänger. Er kennt keine Gesetze und keine Schranken. Er hat eigentlich kein Bewußtsein von dem in ihm verborgenen Schatze. Er singt, schreit, jodelt. Er forcirt die Lage seiner Stimme bis zur höchsten Höhe und drückt sie gewaltsam hinab bis zur tiefsten Tiefe. — Solche Natursänger waren in früherer Zeit die jüdischen Vorbeter. Sie legten sich für den hebräischen Text, entweder althergebrachte, oder moderne Melodien zurecht, gleichviel, ob diese in ihrer Stimme lagen, oder nicht. Es kam ihnen auch nicht darauf an, bekannte Opernarien für Synagogengebete vorzutragen, oder in der Form eines Walzers die wichtigsten Stellen zu recitiren. An einem wichtigen Feste habe ich selbst bei einer sehr er-

bauenden Stelle die Melodie der Lieder gehört: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen, und ein andres Mal: „Es wehen frische Morgenlüfte.“ Trotz dieses eigentlichen Mißbrauches im Synagogengesang, war die Stimmung dennoch eine sehr andächtige und geweihete; es kam nun darauf an, ob der Vorsänger es verstand, Text und Gesang festzuhalten und durchzuführen.

Einen solchen Vorsänger kannte ich in einer kleinen Gemeinde im Anhaltischen. Noch sehe ich ihn vor mir, diese lange dürre Gestalt, mit dem blassen unrasirten Antlitz, mit der kleinen Stirn, und den großen schwarzen Augen und dem langen spitzen Kinn. Unverhältnißmäßig lang waren Arme und Hände. Er hatte auf dem großen Kopfe einen dreieckigen Hut, trug einen langen schwarzen Rock, ganz kurze Beinkleider, die dünnen Waden bedeckten seidene Strümpfe und die Schuhe mit Schnallen vollendeten das Originelle des Anzuges. Noch steht sie vor mir diese originelle Figur, die sich im Sprechen bald nach dieser, bald nach jener Seite hin bewegte, noch ist das ganze naturwüchsige Wesen, das den ganzen Charakter ausfüllte, in meiner Erinnerung geblieben.

Rabbi Salme, das ist der Name des Kantors und so wurde er von Jedem genannt, war das Orakel der ganzen Gemeinde. Er war ein sanfter, friedfertiger Mann und verstand es die Gemeindeglieder zusammen zu halten und zufrieden zu stellen. Sein Haus war der Zufluchtsort der Armen und sein Zimmer der ganzen Gemeinde zu allen Stunden des Tages zugänglich. Hier wurden die Gemeindeangelegenheiten besprochen, disputirt und raisonnirt. Hier wurden Tagesneuigkeiten verhandelt, wichtige Handelsstreitigkeiten geordnet; hier wurde gezankt und versöhnt; Rendezvous zwischen liebenden Pärchen abgehalten, Wurst gemacht, geporscht; mit einem Worte, es wurde gezecht, geschrien, gesungen, gelacht, ohne daß es unsern Rabbi Salme im Geringsten störte. In der Mitte dieses Lärmes stand er entweder an dem langen Tische und hörte zu, oder die lange Gestalt lag ausgestreckt

auf einem Kanapé und unterbrach nur dann und wann, wenn es zu arg wurde, um Ruhe zu schaffen. In den Winterabenden ging es doppelt lebendig her. Das Kantorstübchen war drückend voll. Aeltere Frauen und Männer aus der Nachbarschaft, junge Mädchen mit ihren Geliebten, der Gemeindelehrer, Kinder jedes Alters, selbst Säuglinge fehlten nicht. Da gab es Kunstproductionen aller Art. Der Vorsänger gab auf der Violine Etwas zum Besten, accompagnirt von seinem ältesten Sohne, Jainkle genannt; der Lehrer declamirte, der Hausirer Sießchens Hirsch erzählte Anecdoten, Awroms Ichel machte Kartenkunststücke und ein fremder Handlungsreisender aus Aschersleben trug einige Arien auf der Guitarre vor. Das waren fröhliche Abende für Rabbi Salme. Da lachte er in musikalischen Pausen und steckte doppelte Prisen Schnupftaback in seine Nase. Den Schluß eines solchen Abends bildete ein Pfänderspiel, bei dem er aber nicht gegenwärtig war, da er sich dann gewöhnlich in sein Schlafgemach begeben hatte. —

Wenn die Woche auf diese Weise vorüber und der Rüsttag zum Sabbath begonnen, dann war er so recht von der Heiligkeit seines Berufes erfüllt; dann hörte man ihn immer vor sich hin *singen* und *brummen*. An diesem Tage litt er keine Störung. Die Vorbereitung zu den Gesangsvorträgen, und dem nach einer vorgeschriebenen Melodie zu verlesenden Wochenabschnitt nahmen seine ganze Seele ein. Nichts konnte ihn mehr ärgern, wenn er überhaupt ärgerlich zu werden vermochte, als wenn dann noch Geflügel zu schächten war und er von der geliebten Kunst scheiden mußte, um sein zweites Amt als Schächter zu versehen. Die bösen Gemeindemitglieder hatten keine Ahnung, wie tief ihn eine solche Störung verletzen mußte. Gottlob, der Sabbath beginnt. Alles ist in der kleinen Synagoge versammelt und freut sich, auf den neuen von Heine besungenen Lecho daudi likras Kallo*).

*) Ein Gedicht von Rabbi Jehudah Halevy als Einleitungslied des Sabbaths.

Rabbi Salme hustet noch einmal, bewegt den Kopf nach dieser und jener Seite und beginnt ernst und feierlich das Sabbathlied. Es ist ihm gelungen, die von ihm mit dem Texte zurechtgelegte Melodie festzuhalten. Er hält die eine Hand an den Hals, um, wenn er den höchsten Ton forcirt hat, mit zu trillern, und siehe da, was Mozart nicht für möglich gehalten, eine Stelle aus dem Kalifen von Bagdad, ist auf die wunderbarste Weise in den hebräischen Text gebracht und zur Synagogenmelodie umgewandelt. — Wie freute sich der alte Mann, als seine Gattin, wegen des vortrefflichen Gesanges ihm Glück wünschte und auch der Schulvorsteher, ein sonst sehr strenger Mann, ihm seinen Dank abstattete. Schwelgend in diesen künstlerischen Genüssen, verwaltete er mit gewissenhafter Treue sein Amt. Nach einigen Jahren pochte ein schweres Unglück an die Schwelle seines Hauses, der Tod hatte seine Frau und die zwei ältesten Kinder hinweggerafft. Es verstummte Sang und Lied und Frohsinn und Heiterkeit in dem sonst so glücklichen Hause. Ach, wie hatte Rabbi Salme nach weniger Zeit gealtert!

Immer kleiner und gebückter wurde die sonst so große, magere Gestalt und nicht gar lange währte es, da folgte ich der sterblichen Hülle meines langjährigen Freundes.

16.

Der Rabbiner.

Unter den Juden giebt es im eigentlichen Sinne des Wortes keinen geistlichen Stand. Die Rabbinatswürde ist durch talmudisches Wissen bedingt und keine weltliche Macht ist im Stande diesen Rang und diese Würde zu ertheilen.

Es ist die jüdische Doctorwürde. Es ist dies ferner kein Titel, der mit dem Amte verbunden sein muß, ein Jeder in der Gemeinde, ob Handwerker oder Kaufmann, kann ihn erlangen. Erst die neuere Zeit, in welcher die Studien des Talmuds innerhalb der Gemeinde abgenommen, möchte einen bestimmten, abgesonderten Gelehrten- und Geistlichen-Stand schaffen. Es ist dies aber dem Wesen des Judenthums ganz widersprechend. Allerdings wählte sich die Gemeinde einen Rabbiner, der sich durch sein Wissen auszeichnete, und welchem sie in cultueller Beziehung das vollkommenste Vertrauen schenkte. Ihm lagen die Entscheidungen in allen Streitfragen ob, er war der Vorsitzende bei dem Dreimänner-Collegium (Beth-Din) solange die Juden ihre eigene jüdische Gerichtsbarkeit hatten. Seinem Urtheile unterwarfen sich selbst die, welche dem Rabbiner in jüdischer Gelehrsamkeit überlegen waren. Diese Würde und diese Ehrenbezeigung war wieder durch das jüdische Gesetz gebunden. Die Rabbinatsautorität ist seit dem Verschwinden der jüdischen Gerichtsbarkeit etwas abgeschwächt worden und der heutige Rabbiner muß seine Autorität durch allgemeines Wissen wieder zu gewinnen suchen.

Mir schwebt in diesem Augenblick der Rabbiner der alten Zeit vor und bei einem solchen wollen wir einen Augenblick verweilen. In seinem Studierzimmer, das mit großen Folianten ganz angefüllt, sitzt im alterthümlichen Lehnstuhl ein würdiger Greis. Sein feuriges Auge, das wohlgebildete Antlitz, die hohe Stirn, die feingebogene Nase, der lange weiße Bart, der seidene Kaftan, der heilige Ernst, der sich in seinem ganzen Wesen abspiegelt, verleihen ihm eine unaussprechliche Würde. Er ist umgeben von einer Anzahl Jünger, Bochurim, wie wir sie bereits geschildert, die damit beschäftigt sind, eine schwierige Stelle in irgend einem Tractate aus dem Talmud zu lösen. Einer derselben, der gleichsam den Rabbi als Famulus bedient, sucht in der ungeordneten Bibliothek bald dieses, bald jenes Buch und in der

lebhaftesten Weise beginnt das sogenannte Lernen und die Disputation. Der Rabbi hilft hier und dort nach, weist hier und dort zurecht. Endlich stutzt er, da Einer der jungen Leute eine Frage gestellt, auf die er nicht gefaßt war. Die Lebendigkeit des wissenschaftlichen Streites wird durch dieselbe ein wenig unterbrochen. Der Rabbi selbst erhebt sich, um sich Raths in seinen Büchern zu holen. Der Rambam (Maimonides) schlichtet endlich den Streit und der Schiur*) ist vor der Hand zu Ende. Und wie oft ist diese Vorlesung unterbrochen worden! Bald kommen Arme, die ein Schreiben verlangen, bald ein Schächter, der zur Prüfung sich meldet, bald eine jüdische Köchin, die irgend eine Frage in ritueller Beziehung vorlegt u. s. w. Von dem Leben der Außenwelt weiß der Rabbiner nichts, will nichts wissen; nur die Religion beschäftigt ihn und das Seelenheil seiner Gemeinde. Lehren und Lernen ist das Motto seines Lebens. Synagoge und Lehrhaus ist der Raum, in dem er sich bewegt. Die Straßen sieht er nur, wenn er eine Trauung zu vollziehen, oder wenn er eine Funktion auf dem Begräbnißplatze zu verrichten hat. Selbst sein Hauswesen ist ihm fremd, das überläßt er ganz seiner frommen Gattin, die alle Einnahmen und Ausgaben übernommen, da er selbst die Münzen nicht unterscheiden kann. Er lebt ganz seinem Amte und seinen Studien. Die Hausfrau muß ihn oft mit Gewalt seinen Büchern entreißen, um ihn zum Essen zu zwingen. Er hat nie Zeit für sich, da er von Fremden umlagert ist. Zu ihm begiebt sich ein Jeder. Sein Haus ist den Rathsuchenden und Hilfsbedürftigen fortwährend geöffnet. Hat ein Bedürftiger seine Tochter verlobt und es fehlt ihm die versprochene Mitgift, er geht zum Rabbiner, der wird schon Rath schaffen. Hier meldet sich ein neuer Bocher, dort ein Lehrer, der ein Zeugniß will; hier wieder ein Armer, dort ein jüdischer Fleischer, der im Streit mit dem Schächter

*) Vorlesung.

sogar die Lunge auf den Tisch des Rabbi wirft, welche lebhafte Unterredung wieder durch einen Schames*) oder durch einen Schulvorsteher unterbrochen wird. Kaum ist eine Pause eingetreten, so erscheinen seine Collegen, die Rabbinats-Assessoren, um einen Gerichtshof (Beth-Din) zu bilden, mit dem Neeman**) und so geht es Tag für Tag.

Es war für mich immer ein rührender Anblick diesen würdigen Greis zu beobachten, der mit der größten Sanftmuth und Ruhe seinem heiligen Dienste vorstand. Trotz der geistig anstrengenden Arbeit und der religiösen Aufregung, die der zweimal tägliche Gottesdienst veranlaßte, sehen wir ihn Abends wieder in der Mitte seiner Jünger, um die Studien des Tages wieder fortzusetzen. Bis spät in die Nacht hinein wird gelehrt und gelernt und mit dem Morgenstern ist der fromme Rabbi wieder an der Gottesstätte. Mit dem Worte Gottes auf den Lippen geht sein Leben dahin und der in ihm lebendige, tiefgefühlte Glaube an den einen Gott führt ihn hinüber zu seinen Vätern.

17.

Ein Jubeltag in der Gasse.

Judenstadt, Judenstraße, Judenberg sind Bezeichnungen von Plätzen, die uns an die finsteren Zeiten des Mittelalters erinnern, an den rohen Fanatismus früherer Jahrhunderte. Gottlob, daß in der heutigen Zeit fast überall nichts weiter davon übrig geblieben, als Denkmäler, die in dem Namen liegen. Auch die Namen werden mit dem Steigen der Auf-

*) Gemeindediener.

**) Beglaubter und Schreiber.

klärung fallen. Selbst in den kleinen Städten, welche kaum 50 israelitische Familien aufgenommen, fand man eine Judenstraße, ein Ghetto. Die Stadtverwaltung hatte dafür gesorgt, daß die ungesundeste Gegend, sehr oft unfern des Wassers, den Juden zu ihren Wohnplätzen angewiesen. Es war dies eine wohlberechnete, ägyptisch-pharaonische Weisheit. Man denke sich eine enge lange Gasse, mit den elendesten Hütten, aus deren Fenster man bequem dem Gegenüberwohnenden die Hand reichen konnte, mit kleinen Höfen und noch kleineren Zimmern. Schmutz, Elend, Krankheit überall. Jeder Raum ist besetzt. Oft wohnen in einem kleinen Hause 5 bis 6 Familien zusammen und haben mit Kreidestrichen den gemietheten Raum bezeichnet. Da nur eine bestimmte Anzahl die Erlaubniß zur Verheirathung bekam, so wurden auch manche Ehen im Geheimen geschlossen und dadurch die Judenstadt, wie sich von selbst versteht, nach Verhältniß der erlaubten Anzahl übervölkert. Im Erdgeschoß sah man nur Läden und Trödelbuden. Es war ein lebendiges Treiben von Käufern und Verkäufern, von kleinen Kindern, die sich auf der Gasse herumtummelten, da innerhalb der elenden Hütten kein Raum zu ihren kindlichen Spielen war.

Ich habe längere Zeit in solcher Judenstadt gewohnt und das schreckliche Bild entschwindet nicht so leicht aus dem Gedächtnisse.

Es war im Jahre 1840. Eine Informatorstelle bei einer wohlhabenden, recht gebildeten Familie fesselte mich an Teplitz und seine Judengassestadt. Der harte Druck der Juden war namentlich in Böhmen noch fühlbar genug. Eine ungeheure Steuerlast war ihnen ausnahmsweise für die verpestete Luft, die sie in ihrer Judengasse einathmeten, auferlegt. Wie in Aegypten die Aufseher bei den Frohnarbeiten der Israeliten aus dem jüdischen Volke gewählt wurden, so mußten auch die böhmischen Juden die Steuern selbst auftreiben und die dadurch verursachten Kosten durch einen Zuschlag selbst tragen. Dazu kamen die vielen Ausnahme-

gesetze bei Verheirathungen, bei der Gerichtsbarkeit u. s. w. Die widersprechendsten Einrichtungen waren dabei an den Tagesordnungen. Ihre Religionsschulen wurden von katholischen Geistlichen beaufsichtigt, welche ein Honorar aus der Gemeindekasse dafür bezogen. Mich selbst besuchte einst ein katholischer Vicar, in dessen Anwesenheit ich meine Schüler im Pentateuch zu prüfen hatte. Mit seinem Species in der einen Hand, fertigte er mit der andern das nothwendige Zeugniß aus. —

Die Judengasse in Teplitz erstreckte sich von der langen Gasse aus und machte dann einen Bogen bis zu einer Mauer, welche die Grenze und zugleich einen Sack bildete. Es war natürlich, daß die meisten Einheimischen und Fremde von der langen Gasse aus die ersten Läden der Judenstadt, um Waaren zu kaufen, besuchten und sich nur sehr selten bis über den Bogen hinaus begaben. Selbstverständlich war das Geschäft in dieser Gegend sehr lebendig, die Häuser und Läden natürlich sehr theuer. Die Bewohner von Schönau und von den umliegenden Städten und Dörfern konnten keinen andern Weg als den bereits angegebenen einschlagen. Es konnte also gar nicht fehlen, daß die Bewohner des einen Theils dieser Gasse sehr reich, während die Juden des sogenannten Sackviertels in den dürftigsten Umständen lebten. Mein Prinzipal, ebenfalls ein Bewohner dieses vernachläßigten Platzes, machte die einzige Ausnahme. Er war sehr reich und was noch rühmenswerther ist, er hatte ein Herz für seine armen jüdischen Nachbarn. „Wenn die Mauer nicht wäre," meinte er, „so würden auch von dieser Seite, namentlich von Schönau her, ein Verkehrsweg geöffnet und den Armen ein besserer Erwerb in Aussicht gestellt werden." Alles Petitioniren an die verschiedenen Behörden ist bis jetzt vergebens gewesen. Selbst der Weg der Bestechung, der damals nichts Seltenes war, ist betreten worden. Der Amtmann, unter dessen Gerichtsbarkeit die Juden standen, will durchaus nicht und von Bestechung darf bei dem am Allerwenigsten die Rede sein.

Da nun meinem Prinzipal das Fallen dieser Mauer besonders am Herzen lag, daß sich seine Unterhaltung ewig um diesen einen Punkt drehte, so ist es natürlich, daß ich den lebendigsten Antheil nahm. Es war ein besonderer Mißstand, daß die Juden des oberen Theils der Gasse in ihrem eigenen Interesse, weil sie ihre Nahrung dadurch gefährdet sahen, dies Gesuch nicht allein nicht unterstützen, sondern auch das ihrige dazu beitrugen, die Erfüllung desselben zu hintertreiben. Wie gesagt, der strenge unerbittliche Amtmann, war so fest in seiner Ansicht wie die Mauer der Gasse. „Und dennoch muß sie fallen," sagte ich einst zu meinem Prinzipal, als wieder davon die Rede war. „Haben Sie denn schon der Frau Amtmännin ein feines Stück Leinwand gezeigt?" „Das feinste, was Sie auf Ihrem Lager haben," bemerkte ich einst der Frau Prinzipalin. Von Nichts wird eine gute Hausfrau begeisterter, als von feinem Leinen. Wenn diese keine Geschenke annimmt, so wird sie Ihnen dankbar sein müssen, für den enorm billigen Preis, für den Sie die Waare ihr besorgen können. Das war noch Niemandem eingefallen und schon denselben Nachmittag hatte die Frau Amtmännin, nachdem meine Prinzipalin ihr einen Besuch abgestattet, eine bedeutende Bestellung gemacht. „Die Mauer hat sich schon gesenkt," sagte ich scherzweise, als ich von dieser Bestellung erfuhr. Nach einiger Zeit brachte meine Prinzipalin der Frau Amtmännin die bestellte Leinwand und zugleich ein nettes Uhrchen für Fräulein Tochter. „Die Mauer senkt sich immer mehr," meinte ich und der Prinzipal schüttelte lächelnd sein sorgenschweres Haupt. Wieder war einige Zeit verflossen, da ließ der Amtmann meinen Prinzipal rufen und fragte ihn in der damals üblichen Form, wie ein Gerichtsherr in Böhmen mit Juden zu sprechen pflegte: „Die Beer will immer noch die Mauer einreißen." „Wenn ich das erlebte, gestrenger Herr Amtmann, wäre ich glücklich." „Nun, nun, wir wollen sehen, was sich machen läßt." Mit freudigem Antlitz erzählte mir mein Prinzipal die Unterredung. „Sehen Sie," sagte ich ihm, „die Mauer

ist dem Falle nahe." Es war im März an einem schönen Frühlingstage, da traf die Freudenbotschaft, von der Erlaubniß zum Einreißen der Mauer, ein. In der Gasse war ein Fest. Die Bewohner des einen Theils brachen in lautem Jubel aus. Greise, Jünglinge, Knaben uad Mädchen bewaffneten sich mit Beilen und Hacken und man machte sich ans Werk, die verhaßte Mauer einzureißen. Ich selbst schloß mich mit meinen Schülern der Masse an, um ein Bollwerk mittelalterlicher Knechtschaft zum Falle zu bringen.

Als ich nach einigen Jahren diesen Theil der Judenstadt wieder besuchte, konnte ich ihn kaum finden; denn herrliche Paläste, beinahe bis Schönau, waren auf beiden Seiten. Die neue Verkehrsstraße hat den Armen Nahrung gebracht, ohne daß der andere Theil der Judenstadt in seinem Erwerbe gelitten.

18.

Eine jüdische Hochzeit in Böhmen.

In Böhmisch-Leipa und zwar in der einen Straße der Judenstadt Nr. 74. im oberen Stock saß die schöne Rosa Perutz in einer Sophaecke und schien eine schwierige Stelle in einem Buche ihrem Gedächtniß einzuprägen. Sie war zwar nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, doch waren die verhängnißvollen 24 Jahre nicht im Stande, ihre wirklich orientalische Schönheit zu benachtheiligen. Die wundervoll sanften Züge ihres Antlitzes, ihr schwarzes Auge, der üppige Haarwuchs; kurz, die bezaubernden Formen der ganzen Gestalt war des Sieges überall gewiß. Mancher christliche Jüngling hat den alten Perutz, welcher ein kleines Bandgeschäft hatte, bloß deswegen in Nahrung gesetzt, um

Gelegenheit zu haben, mit der schönen Rosa sich zu unterhalten. Sie hatte außerdem den Ruf eines bescheidenen, wohlerzogenen sittlichen Mädchens. Seit 5 Jahren war sie mit dem jetzt schon 36jährigen Hirsch Kantor, einem tüchtigen Geschäftsmanne, welcher sich außer seiner Geschäftskenntniß, durch seine Bildung und Rechtschaffenheit auszeichnete, verlobt. Von Jahr zu Jahr warteten sie vergebens auf eine sogenannte Familienstätte; denn das leidige Judengesetz gestattete der Gemeinde nur eine gewisse Anzahl von Verheiratheten. Endlich war es dem Hirsch gelungen, nach großen Geldopfern und Bestechungen aller Art eine solche Familienstätte an sich zu bringen. In dieser Zeit saß also unsere schöne Rosa in der Sophaecke mit dem Auswendiglernen, einer Stelle in einem Buche beschäftigt. Es war das bei den Juden Oesterreichs allgemein eingeführte Religionsbuch, der Bne-Zion. Unter den Judenverordnungen war ein Gesetz, daß die Brautleute, bevor sie die obrigkeitliche Erlaubniß zur Verheirathung bekamen, eine öffentliche Prüfung zu bestehen hatten. Die Zeit dieser Religionsprüfung war auf den Jahrmärkten in den verschiedenen Kreisstädten festgesetzt und wurden von dem Rabbiner unter Beisitz eines königl. Kreissekretairs geleitet. Ach für manches Brautpaar war dies eine fürchterliche Stunde, noch fürchterlicher die Vorbereitung zu diesem Examen. Die wunderlichsten Antworten wurden mitunter gegeben; doch wer im Stande war mit Species und Zwanzigern vor die Prüfungsbehörde zu treten, erhielt sicherlich den obrigkeitlichen Erlaubnißschein. Eine Braut hatte einmal nur die Zehngebote aus dem Bne-Zion auswendig gelernt, die sie der Reihe nach buchstäblich hersagen konnte. Ein Kreisrabbiner hatte aber unglücklicher Weise die Frage gestellt: Welche Pflichten eine israelitische Hausfrau besonders zu beobachten habe? Ohne sich weiter zu besinnen antwortete die Braut: Du sollst keine anderen Götter haben vor meinem Antlitze u. s. w. Es mußte demnach ein tiefer Sinn in dieser Antwort gelegen haben, denn das Zeugniß wurde ihr, nach Erlegung der Gebühren

dennoch ausgefertigt. Rosa war also ebenfalls mit der Vorbereitung zur Prüfung beschäftigt, die sie auf dem nächsten Jahrmarkt zu bestehen hatte. Es war vorauszusehen, daß auch sie, wie so viele Andere, diese schwere Stunde glücklich überstehen würde und der Hochzeitstag konnte nun festgesetzt werden. Die glücklichen Brautleute kehrten nach einigen Wochen mit ihrem Zeugnisse von dem Jahrmarkte zurück und im Perutzschen Hause, wurde nun genähet und gestickt und der alte Perutz konnte nun den Bne-Zion wieder ruhig zu den übrigen hebräischen Büchern, die auf dem großen Wäschschranke standen, stellen, um ihn in einigen Jahren vielleicht für seine zweite Tochter, ein ebenfalls recht hübsches Mädchen, zu benutzen.

Der Brautstaat war fertig, Mehl zum sogenannten Barches*) und zum Kuchen, im Hause; der Rabbiner, Kantor und Schames von dem Hochzeitstage in Kenntniß gesetzt, die Köchin bestellt, die Einladungen besorgt; kurz, Alles war in bester Ordnung. Das Geld zur Mitgift brauchte nicht gezählt zu werden, da der Bräutigam nach nichts weiter, als nach seiner Rosa verlangte. — Sie war auch in der That eine schöne liebenswürdige Braut, um so schöner heute am Hochzeitstage, mit dem grünen Myrthenkranz im schwarzen Haar und im weißen Atlaskleide. Man konnte sich einer gewissen Wehmuth nicht erwehren, wenn man daran dachte, daß diese wundervollen Haare nun entweder abgeschnitten, oder durch falsches Haar verhüllt sein mußten.

Die jüdischen Musikanten hatten sich zum sogenannten Bedecken schon Vormittags 11 Uhr eingestellt. Das Bedecken ist ächt orientalisch. Mit dieser Ceremonie, wird die Jungfrau als Mitglied der Frauen aufgenommen..

Diese Ceremonie ist also einerseits eine Einführung in das Frauenreich und andererseits ein Abschiednehmen von dem Jungfrauenstande. Die Braut ist nur von Frauen und

---

*) Ein durch Segensspruch geheiligtes Weizenbrot.

Mädchen umgeben. Die Männer und auch der Bräutigam bleiben von ihnen in einem andern Zimmer abgesondert. Trotz allen Scherzes ist der Ernst, ja ein heiliger Ernst, vorherrschend. Nach einiger Zeit erscheint der Vorsänger der Gemeinde und singt das sogenannte Brautlied, welches weinend vom Frauenchor und der Musikbande begleitet wird. Es ist dies eine wehmüthige Melodie und das Lied selbst enthält einzelne religiöse Pflichten, welche eine israelitische Hausfrau zu beobachten hat, z. B.

„Kommt ein Armer in dein Haus,
Lach' und höhn' ihn ja nicht aus!
Halte fest den frommen Sinn,
Reich ihm ein Almosen hin.

Reich ihm Speise, reich ihm Trank,
Pflege Fremde, wenn sie krank;
Uebe fromm die Frauenpflicht,
Segne stets das Sabbathlicht!

Scheure, kasch're stets zur Zeit,
Daß sich Gott im Himmel freut.
Bau auf Gott, im frohen Muth,
Sei als Hausfrau brav und gut! u. s. w.

Die Zwischenpausen hatte der ebenfalls anwesende Possenmacher durch seine Grimassen und Witze ausgefüllt. In früherer Zeit durfte bei keinem Feste der Possenmacher fehlen. Es waren dies gewöhnlich in den hebräischen Schriften bewanderte Männer, welche die Gabe hatten, durch Witz und Verstand den Ernst zu verscheuchen und Heiterkeit zu erregen. Ihre Hauptkunst bestand darin, Grimassen zu schneiden und entgegengesetzten Dinge in Reime zu bringen. Ein gelungener Reim, verbunden mit einer dem Inhalte entsprechenden Grimasse brachte die Gesellschaft zum Lachen. Er sang, weinte, tanzte, schnitt Gesichter, immer natürlich zu der passenden Zeit, und suchte sich auf diese Weise zu ernähren. Zu diesem Zwecke reiste er überall im Lande umher, und

man wußte schon, daß bei der Hochzeit der Possenmacher, ob geladen oder nicht, plötzlich erscheinen mußte.

Endlich erschien der Rabbiner, begleitet von den Anverwandten, die eine große Decke trugen. Vorher hatten die Frauen der Braut die Haare abgeschnitten und ihren Kopf und ihr Antlitz mit Haube und Schleier verhüllt. Es war dies wirklich bei unserer Rosa eine herzzerreißende Scene. Das schöne schwarze üppige Haar! Es war dies ein kalter Schnitt, der Jeden der Gäste auf's Tiefste berührte. Noch wehmüthiger wurde die Scene als der Rabbiner über der verhüllten Braut die Hände zum Segen hielt und auch die Eltern hinzutraten die zitternde weinende Tochter zu segnen. Die zur Frau umgewandelte Braut wurde von allen Seiten abermals umringt,, und Alles brach in Weinen aus; doch glücklicher Weise spielten die Musiker einen lustigen Walzer, der Possenmacher that einen Sprung und Lust und Heiterkeit wurden wieder hergestellt. Nachdem man sich durch Speise und Trank gestärkt, bis ungefähr gegen 1 Uhr getanzt, während der Bräutigam mit den Männern noch immer Stubenarrest hatten, bereitete man sich zur Trauung vor.

Um 1 Uhr wurde die sogenannte Chuppe*) auf der Gasse aufgestellt. Vier Jungfrauen hielten die Stangen. Außer den Gästen hatten sich Alt und Jung versammelt der Ceremonie beizuwohnen. Der Bräutigam wurde von zwei Männern, die Braut von zwei Frauen (Unterführer) zum Trauhimmel geleitet. Während der Vorsänger ein vorgeschriebenes Lied sang, führten die zwei Frauen die Braut zum mehrmaligen Rundgang um den Bräutigam. Der Rabbiner sprach die Segenssprüche, las den Traubrief vor und der Bräutigam übergab, unter einem ihm vorgesagten Spruche, den Ring seiner Verlobten. Noch einige Segenssprüche, das Zerbrechen eines Glases, nach einem alten Gebrauche, und

---

*) Trauhimmel, Baldachin.

von allen Seiten hört man das übliche Maseltow*). Die Musik fällt ein, der Possenmacher reißt einen furchtbaren Witz und man eilt zum bereitstehenden Hochzeitsmahle. Verschwunden ist aller Ernst, von dem die Gäste meistentheils erfüllt waren. Die Thränen des Brautpaars sind getrocknet und man überläßt sich nun der ausgelassensten Heiterkeit. Die Tafelmusik ist prächtig. Manche bekannte Synagogenmelodien haben die jüdischen Musikanten zum Besten gegeben. Der Possenmacher überbietet sich in Reimen aller Art und bringt dabei die ungereimtesten Dinge zu Tage. Die älteren Männer schaaren sich um den Rabbiner, der ihnen wichtige Stellen aus der heiligen Schrift erklärt; der Vorbeter singt den neuesten Kaddisch**), die jungen Leute lachen und singen und der Schames packt Alles, was sich an Speise einpacken läßt zusammen, um es seiner Familie mitzubringen. Nach aufgehobener Mahlzeit und Beendigung des langen Tischgebetes wird wieder getanzt, bis in die Nacht hinein. Bevor die Gäste auseinander gehen beginnt noch eine komische Scene. Der Schames hat die Aufgabe die verschiedenen Hochzeitsgeschenke und die Spender derselben dem Possenmacher zu nennen, welcher wieder die Geschenke mit dem Namen des Gebers in der witzigsten Weise in Reime bringt.

Mitternacht ist längst vorüber, das Brautpaar hat sich still entfernt und auch die Gäste verlieren sich nach und nach. Der alte Perutz und sein Weib sind noch zu aufgeregt, um der Ruhe zu pflegen. Sie bringen Silber, Wäsche und Geschirr wieder an ihre Stelle und die Frau betet still und leise in einem alten Gebetbuche eine schöne Tchinna***) für ihre Kinder. Ihr Mann ist endlich auch

---

*) Viel Glück.

**) Ein Gebet, das öfter vom Vorbeter in der Synagoge recitirt wird.

***) Besondere Frauengebete.

mit dem Abräumen fertig geworden, spricht den Abendsegen und schließt im Gefühle der höchsten Andacht:

Der Herr ist mein, ich fürchte nicht
Ob Nacht mich auch umgiebt,
Er ist mein Heil und stets mein Licht
Ein Gott, der ewig liebt!

19.

Der Hausirer.

Das ganze Leben des Juden durch das Mittelalter war ein wanderndes, selten bot sich ihm eine bleibende Stätte. In Spanien und Portugal reich geworden, wandert er nach Frankreich — hier vertrieben geht er nach Holland — dort verfolgt übersiedelt er nach England, oder Deutschland. Er ist vertraut mit den politischen Verhältnissen aller Staaten, lernt schnell ihre Sprache, accommodirt sich leicht den gegebenen Verhältnissen, kennt die Bedürfnisse der Völker, weiß Rath, sie herbeizuschaffen, und wenn er in einem Lande Hab und Gut zurücklassen muß, so weiß er durch das ewige Wandern und Hausiren Hab und Gut in dem neuen Asyl wieder zu gewinnen. Seine ewige Sehnsucht nach dem Messias, seine Hoffnung auf einen Ruheort, auf ein Jerusalem der Gegenwart ist dadurch gerechtfertigt. Er tröstet sich durch das Märtyrerthum seiner Väter, die auf dem Scheiterhaufen ihren Tod fanden; darum ist es ihm auch gleichgültig, wenn er mit Spott und Hohn verfolgt wird, wenn man ihn, seines absonderlichen Wesens willen, verhöhnt, das er durch die verschiedenen Wanderungen in Sprache und Haltung angenommen. Hat er doch kein anderes Ziel, als Erwerben,

ist er doch nirgends sicher. Ein Vaterland hat er noch nicht gewonnen, seine Heimath ist ihm verschlossen und eine neue ihm noch verweigert. So ist vor ihm ein blutig rother Faden durch Jahrhunderte gezogen, bis endlich die Civilisation dem bärtigen, sonderlich gekleideten, aber betriebsamen Juden hier und da eine Freistätte eröffnete. Mit welchen Lasten sie erkauft, — wir wollen es nicht untersuchen, — genug, die neue Heimath war ihm ein unschätzbares Gut. Nicht etwa durch die Erwerbsquelle, die sie ihm bot, vielmehr durch die finstere Sackgasse, durch das Judenviertel, die sie ihm gewährt, wo er sich eine Hütte, eine Synagoge bauen durfte. Stand er doch unter dem besonderen Schutze humaner Fürsten, der ihn seinen Schutzjuden nannte, ihn für seine Finanzen brauchte und ihm dafür einige Freiheiten verlieh. Und die Juden ertrugen gern die ihnen auferlegten Lasten, beteten für Fürst und Obrigkeit und einer von ihnen, der Hofjude, in späterer Zeit Hofagent, Commerzienrath, hatte durch seinen Einfluß manches neue Drangsal abgewendet. Vermöge dieses Schutzbriefes war es ihnen ausschließlich erlaubt, zu handeln und Geld auf Zinsen zu verleihen. Mag man von dem Schacher auch noch so verächtlich sprechen, er bildet die Grundlage des heutigen soliden Geschäftslebens. Die heutigen Reisenden, die stolz in der zweiten Klasse der Eisenbahnen dahin fahren, was sind sie denn weiter als hausirende Juden, die von Haus zu Haus mit ihren Probekasten eilen, um ihre Waaren anzupreisen? „Heute abgewiesen, kommen sie morgen wieder. Der einzige Unterschied besteht in den Röcken."

Lasset uns in das Haus eines solchen hausirenden Schutzjuden, in die Wohnung des Abraham Löwinstein eintreten, sein Leben und Treiben beobachten und wir werden zwar ein absonderliches, aber ein recht gemüthliches Bild vor uns haben. Wir kommen gerade zur rechten Zeit, denn eben jetzt kehrt er von seinem wöchentlichen Zuge zurück, um die Feier des Sabbaths in der Familie zu begehen. Seine Frau, Elke, nimmt ihm den schweren Pack von seiner Schulter und ein

wehmüthiges Lächeln glaubt man in ihrem Antlitze zu bemerken, da die Schwere des zurückgebrachten Gepäcks ihr ein böses Omen für die Geschäfte des Mannes zu sein scheint. Dieser beruhigt sie, indem er ihr einiges Silber und Ohrringe, auch etwas Geld, Spitzen u. s. w. zeigt, die er für einen billigen Preis erhandelt. Und nun scheint sich Alles einer ungewöhnlichen Heiterkeit hinzugeben. Die Buben und Mädchen kommen aus dem Cheder (Schule), begrüßen den Vater mit dem üblichen Schalom Aleichem (Friede sei mit Euch), das er mit einem Aleichem Schalom (mit Euch Friede) erwiedert. Das jüngste Kind schaukelt er auf dem Knie. Inzwischen hat die Frau den Tisch gedeckt und bald erfüllt das Zimmer das wohlthätige Aroma einer kräftigen Suppe, die eigens für den Vater bestimmt. Während er es sich nach der üblichen Waschung und Segnung des Brodes wohlschmecken läßt, da er während der ganzen Woche nur mit Brod und Eiern fürlieb genommen, weil nach jüdischem Ritus ihm die meisten Speisen aus der christlichen Küche verboten sind, erzählt ihm das gesprächige Weib Stadt- und Gemeinde-Neuigkeiten; da hat der Fürst den Hofjuden dieser Tage zweimal gesprochen, — Pincos Nathan ist Aeltester geworden, der Schächter soll gepasselt (seines Amtes verlustig werden) weil er das koschere*) Rindvieh zu siegeln verabsäumt; der Chasan (Vorbeter) wird diesen Sabbath einen neuen Lecho Daudi (Sabbath-Einweihungslied) singen; Jacobs Peßchen ist Braut mit Lewi Samuel aus W. Baruch Joseph wird Sabbath Bar-Mizwe (eingesegnet), die ganze Familie ist zur Feier eingeladen u. s. w. Immer lebendiger wird die Unterhaltung, denn die Knaben wollen sich dem Vater auch im besten Lichte zeigen und erzählen, was sie gelernt. Der Eine erklärt ihm einen Abschnitt aus dem Talmud, — der Andere zeigt ihm seine Fertigkeit im Hebräischlesen; kurz, Alle beeifern sich das Familienhaupt zu

*) Das den Juden erlaubt ist.

ehren; sie wagen kaum zu athmen, wenn er sein Mittagsschläfchen hält, sie begleiten ihn zum Vespergebet nach der Synagoge und vollends erst am Sabbath, da scheint sich der kriechende, überall verhöhnte Kammerknecht des weiland deutschen Reiches zum Herren erhoben zu haben. Die Sorge ist aus seinem Antlitze verscheucht; er ist seiner menschlichen Kraft sich bewußt und benedeiet den Sabbath und die Engel, die das göttliche Geschenk des Himmels ihm gewährten. Bedeckten Hauptes, er sowohl wie seine Kinder, singen sie Loblieder und die Stimme, die während der ganzen Woche nur den krächzenden Laut „Nichts zu handeln?" von sich gab, schallt kräftig und ganz verändert in dem kleinen Zimmer der Gasse.

Mit dem Beginn des Sonntags sehen wir den Hausirer wieder vor uns. — Das Gepäck ist wieder auf seinem Rücken, eine schäbige Mütze auf seinem Haupte, in der Hand die Elle, der Stab, der von Juden nie weicht. Der Bart, am Freitag dürftig gezwickt, ist wieder gewachsen. Eine jämmerliche, bedauernswerthe Gestalt verläßt das Haus. Er achtet nicht auf die ihn höhnenden Gassenbuben, die ihn mit Koth bewerfen und das Thor hinter sich, wendet er sich noch ein Mal um, wirft dem Burschen, der ihn mit „Mauschel" begrüßt, einen derben Fluch zu und eilet fort.

Wer diese gekrümmte Gestalt so dahin wandeln sieht, gleichsam ausgerüstet zum Kampfe gegen Hohn und Verfolgung, entweder betend, oder mit sich selbst redend, der würde sich kaum eine Vorstellung machen können, wie dieser als Gatte und Vater mit Selbstgefühl und Stolz in seinem Hause auf sich selbst und seinen Kreis blickt. Wie er nicht fühlt die Last auf seinem Rücken, so sind ihm alle die höheren geistigen Gefühle verschlossen, in dem Augenblicke, wo er das Dorf betritt. Der fleißige Hausirer versäumt da kein Haus — keine Hütte. Hier wird er mit dem herben Gruß: „Schon wieder da, Mauschel!" empfangen; dort ist man freundlicher, hat er ihnen doch endlich bei einem Prozesse gegen Kilian

einen sehr guten Rath gegeben, der zufällig geglückt. In jenem Häuschen hier muß er etwas länger verweilen, da es ihm gelungen, eine größere Partie Waaren zu verkaufen; er muß zwar dafür manche Schmähung erdulden, manchen Schimpf geduldig ertragen! Wie oft muß er das Wort „Beschummler" hören, oder „Ihr Juden seid alle Betrüger", oder bei milderen christlich gesinnten Bauern „Euren Leuten darf man nicht trauen" u. s. w. Er erträgt Alles und freut sich im Stillen seines Geschäftes, und wahrlich nicht zu verargen ist es ihm, wenn wieder ein derber Fluch auf seinen Lippen schwebt, zwar nicht ausgesprochen, aber doch gedacht, der aber ärger als je losbricht, als die Knechte des Amtmannes, in dessen Gut er eingetreten, die Hunde auf ihn hetzen, sich an seiner Aengstlichkeit weidend, ihn wieder zurückbringen, wenn er davon rennt, und das Spiel wieder aufs Neue beginnen. Und dennoch verkauft er da, wo er am Schnödesten behandelt wird, gewöhnlich am meisten. Es soll gleichsam ein Entgeld sein für das Schauspiel, das er ihnen gegeben. Hat sich doch die Frau Amtmännin köstlich mit dem Juden amüsirt, der ihr eine neue Stadtgeschichte so merkwürdig komisch erzählte; hat doch selbst der sonst so gestrenge Herr Amtmann eine heitere Stunde durch den Juden gehabt. Sein Geschäft war gut — er hat sich sogar seinen Weizen zum Ostermehl erhandelt.

Vergnügt, aber ängstlich athmend und recht blaß betritt er das Pfarrhaus. Frieden und Ruhe herrschen auf dem einsamen Kirchhofe, an dessen Ende die einfache Wohnung des Seelsorgers liegt. Auch im Innern derselben ist Alles feierlich still. Am Schreibtische sitzt der würdige Geistliche und raucht gemüthlich seine Pfeife. Der Jude tritt ehrerbietig ein. Sr. Ehrwürden wollen zwar heute nichts kaufen, aber unterhalten will er sich. Er ist gerade in der rechten Stimmung und das Jüdchen ihm willkommen. Er läßt ihn näher treten, fragte erst liebreich nach seinen Umständen, und als dieser ihn, wie gewöhnlich klagend abgefertigt, da scheint

ihm der günstige Augenblick gekommen zu sein, den Juden zur Bekehrung zu bringen. Das Missionsgeschäft beginnt recht salbungsvoll. Die Vorzüge des Christenthums werden hervorgehoben, die Stellung der Christen in das vortheilhafteste Licht gebracht, die Glaubenslehren scharf markirt; es liegt klar am Tage, das Christenthum steht höher da, als diese schroffe Lehre des Judenthums. Der Jude hört lächelnd zu und nachdem der Prediger seine Rede beendigt, antwortet der einfache Hausirer: „Ehrwürden, ich denke, Sie haben heute nichts zu handeln und nun wollen Sie doch mit mir ein Geschäft machen? Bleiben Sie gesund, Herr Pastor!“

So gehetzt von Einem zum Andern, ist es Abend geworden und der müde Hausirer eilt in die Schänke, verrichtet das Abendgebet, ißt ein Stück Brod mit etwas Fleisch, das ihm seine Frau eingepackt, und begiebt sich dann auf sein ärmliches Lager.

20.

Das Cheder*).

Fast bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts ist bei den Juden überhaupt von einer eigentlichen Schule nicht die Rede. Es existirten meist nur elende Winkelschulen, oder Privatanstalten. Es wurden diese schlechtweg Chadarim oder Cheder, Zimmer genannt. Man konnte in der That diesen Anstalten keine bessere Bezeichnung geben, als einfache Zimmer, in denen ein armer Lehrer mit seiner Familie wohnt. Es gehörte mehr, als religiöser Muth dazu, einem

*) Privatschule.

solchen Berufe mit Leib und Seele anzugehören. Wenn man sich denkt, daß oft sehr gelehrte Männer Vorsteher einer solchen Anstalt waren, so ist dies kaum zu begreifen; noch unbegreiflicher, wenn man die kärgliche Besoldung bedenkt, die kaum ausreicht, sich und seine Familie zu ernähren. Am Neumondstage bringen die Schüler und Schülerinnen einige Groschen und am Purim- und Neujahrsfeste ein besonderes Geschenk. Das sind so ungefähr die Gehaltsverhältnisse eines solchen Lehrers.

Das Cheder des Rabbi Mendel gehörte zu den besuchtesten in der kleinen Kehilla zu M. Es war ein würdiger, gelehrter Mann in den Sechszigern, der mit der größten Sanftmuth und Geduld seinem schweren Amte vorstand. Seine Frau, Rivke, eine fromme Matrone, stand ihm getreulich zur Seite und die zwei Söhne und vier Töchter waren wohlerzogen und suchten die Mühen der Eltern zu erleichtern. Frau Rivke hatte ein kleines Nebengeschäft mit Bratäpfeln und Salzerbsen, verkaufte Gänsebraten und Gänsefett. Die Söhne hausirten auf den Dörfern und die Töchter halfen in der Wirthschaft. Die ganze Familie bewohnte das große Schulzimmer mit einigen Kammern, und da sie Alle sehr genügsam und Gott vertrauend waren, so konnte man mit Recht die Familie eine glückliche nennen.

Denke man sich das Cheder, eine große Stube, mit dem dürftigsten Hausrath versehen. Ein langer, sogenannter Ausziehetisch, ein Bett, mehrere zerbrochene Stühle, lange Bänke, ein Bücher- und Wäscheschrank waren das ganze Möbel. Ueber dem Tische hing eine Oellampe, die Wand wurde durch einen buntgefärbten Misrach (Morgenseite)*) und durch jüdische Tabellen geziert. Auf dem großen Schranke bemerkte man alte Gebetbücher, einen silbernen Becher, eine Wachskerze nebst einem Räucherbüchschen zur Habdala (den Ausgang des Sabbaths zu segnen). Das war das Heiligthum des

*) Die Richtung des Betenden.

Rabbi Mendel. Hier saß der würdige Greis von der Frühe des Morgens, bis spät in die Nacht hinein und lehrte und lernte im wahren Sinne des Wortes. Die gedrückte Gestalt mit dem heiligen Frieden auf dem bleichen Antlitze saß am andern Ende des Tisches und hatte eben einen Abschnitt aus der Mischna beendigt, die er täglich zu studiren pflegte. Um den großen Ofen, der einen bedeutenden Theil des Schulzimmers einnimmt, sitzt die Hausfrau mit einigen kleineren Kindern, die zum Stillsitzen nach dem Cheder geschickt werden und die Bänke an dem langen Tische sind von Knaben und Mädchen besetzt. Der Unterricht hat begonnen. Welches Gesumme, da die verschiedenartigsten Gegenstände geübt und durch Gespräche aller Art unterbrochen werden! Hier wird hebräisch gelesen, dort ein Abschnitt aus der Mischna, oder ein Kapitel aus den Propheten durchgegangen; hier wieder wird die jüdische Correntschrift geübt, dort soll ein Bar-Mizwe*) das Anlegen der Gebetriemen lernen. Dazwischen weinen einige kleinere Schüler, denen der Schulbesuch zur Last wird, und welche von Frau Rivke durch Bratäpfel beschwichtigt werden u. s. w. Dazu kommen noch ganz andere Störungen. Bald erscheint eine Mutter, die sich über die Unarten ihrer Kinder beklagt; bald ein Vater, der mit den Fortschritten seiner Kinder unzufrieden, bald will wieder Jemand den Sterbetag einer seiner Verwandten ausgerechnet haben und ein Anderer giebt dem Rabbi diesen, oder jenen Auftrag. Der geplagte Schulmann weiß Alle zu befriedigen, wird nie ungeduldig und geht nun wieder aufs Neue an sein heiliges Werk. Er hat keinen andern Wunsch und er kennt auch kein anderes Ziel, als im Gotteswort sich weiter auszubilden und das Erlernte seinen Schülern mitzutheilen. Nur im Unterrichte kann er zuweilen recht heftig werden. Sein Weib und seine Kinder und seine Schule ist der Kreis, in dem er sich bewegt. Die Ehre und die Auszeichnung, die

*) Confirmand.

ihm für alle diese Mühen seines Schullebens, in der Synagoge werden, die Zufriedenheit der Eltern sind die besonderen Lichtblicke seines Berufes. Gott hat ihm aber noch größere Freuden vorbehalten.

Sein ältester Sohn, Ruben, ein fleißiger, strebsamer, junger Mann hausirte, wie schon bemerkt, gleich seinem jüngeren Bruder auf den Dörfern. Es gelang ihm schon nach einigen Jahren sich ein artiges Sümmchen zu ersparen. Der Pack auf seinem Rücken wurde zusehends größer, so daß er nicht mehr im Stande war, ihn allein zu tragen und ein Tagelöhner ihm helfend zur Seite ging. Noch einige Jahre und Ruben Mendel hatte einen kleinen Laden in der Gasse, verheirathete sich mit der Tochter des reichen Perels und gehörte nun zu den angesehenen Kaufleuten der Kehilla. Auch die älteste Tochter Hanna ist in glücklicher Ehe.

Rabbi Mendel hatte ferner das Glück den Bund seiner beiden älteren Kinder einzusegnen. Nach einigen Jahren fand ich das Cheder verschlossen. Rabbi Mendel und Frau Rivke hatten im hohen Alter das Zeitliche gesegnet. Segen ihrem Andenken!

21.

Der Hofjude.

Der Jude, in vollständiger Abgeschlossenheit lebend, und fast überall dem Spott und dem Hohn in allem seinem Thun und Treiben ausgesetzt, suchte er in sich selbst Trost und Ermuthigung. Obwohl er sich bemühete in seinem ganzen Wesen als gehorsamer Unterthan sich auszuzeichnen und durch Wohlthun seine elende Stellung zu verbessern, so wurde ihm dennoch diese Ehre, diese Loyalität und Humanität nicht an-

gerechnet: Ob die statistischen Tabellen nachweisen, daß unter den Juden die wenigsten Verbrecher waren, so blieb er doch immer der Jude, der alles Böse durch seine Schlauheit zu verdecken verstand. Merkwürdig aber bleibt es immer, daß unter den Juden gewöhnlich einer war, der sich der besondern Gunst der Fürsten, unter dessen Schutz er stand und dadurch auch mancher vornehmen Häuser erfreuen durfte. Er besorgte die Geschäfte der Großen, hatte in Finanzangelegenheiten das größte Vertrauen und er war mit einem Worte der Hofjude. Oft hing das Wohl und Wehe der ganzen Gemeinde von einem solchen Takif (Einflußreichen) ab und es ist nicht zu leugnen, daß er manches Unglück in der Gemeinde sowohl, als auch in den Familien abzuwenden wußte. In jüdischen Angelegenheiten that man gewiß nichts ohne ihn; ja selbst in Staatsangelegenheiten, so erzählte er wenigstens, hörte man auf seinen Rath. — Der Hofjude der damaligen Zeit war nicht etwa ein Mann, der durch Luxus, durch glänzende Equipagen u. s. w. zu glänzen suchte, vielmehr ein bescheidenes, kluges Männchen in sauberer Kleidung, einem schwarzen Rock, dreieckigem Hut, kurzen Beinkleidern, seidenen Strümpfen und Schuhen mit silbernen Schnallen. Er ließ sich trotz seines Berufes in der Ausübung seiner religiösen Pflichten nicht stören und den Fürsten und Vornehmen gefiel diese einfache Lebensweise ihres jüdischen Günstlings. Der Fürst Leopold wollte einst seinen Hofjuden Moses sprechen. Dem Moses war gerade ein Kind gestorben und mußte deshalb Schiwe*) sitzen. Er saß auf einer kleinen Fußbank und betrauerte das verstorbene Kind. Er sagte deshalb dem fürstlichen Boten, daß er unmöglich wegen der Schiwe dem Befehle des Fürsten nachkommen könne. Der Diener prägte sich das Wort ein und bestellte dem Fürsten, „Moses könne nicht kommen, sein Kind wäre gestorben und da mußte er Schiwen." Der Fürst schickte noch einmal zu ihm, mit dem strengen Befehle, unter allen

*) Die sieben Trauertage.

Umständen zu erscheinen. Diesem fürstlichen Befehle konnte sich Moses nicht mehr widersetzen und machte sich deshalb in alltäglichem Kleide, mit unrasirtem Gesicht, wie es das strenge Trauergesetz erfordert, auf den Weg. In diesem jämmerlichen Traueranzuge erschien er vor dem Fürsten. Nachdem dieser das Nähere erfahren, meinte er, Moses könne auch im Schlosse auf einer Fußbank Schiwe sitzen. Die Fußbank wurde gebracht und der Hofjude mußte nolens volens sitzen während der Fürst stand, um mit ihm ein Geschäft zu verabreden. Inzwischen wurde ein Rath gemeldet, der kaum vor Lachen, als er diese sonderbare Situation bemerkte, seinen Vortrag halten konnte. „Er lacht wohl den alten Mann noch aus, der sein Kind verloren?“ rief der Fürst entrüstet aus; „man hole eine Fußbank, Er soll zur Strafe auch schiwen.“ Der bestürzte Rath mußte sich zu Moses setzen und in dieser Weise bekam der erstere noch viel Gesellschaft, da alle die Offiziere und Räthe, die zur Audienz erschienen waren, unmöglich das Lachen über die Sitzenden verbeißen konnten. —

22.

Michel, der Petschaftstecher.

Mit dem Petschaftstechen beschäftigten sich vor 50 Jahren meistens die Juden. Es gehörte diese Kunst zu den Gewerben, die keiner besonderen Innung eingereiht und ihnen auch deshalb erlaubt wurde. Es waren recht brave Künstler unter ihnen, die mit der größten Geschicklichkeit Wappen in die Steine der Ringe schnitten und wahrhafte Kunstwerke ausführten, weshalb sie sich auch der Gunst der Fürsten und Großen erfreueten und sehr oft als Hofgraveure einen beson-

deren Rang einnahmen. Auf den Messen und Märkten liefen sie mit den verschiedenen Siegeln von Haus zu Haus, von Bude zu Bude, um sich Arbeit zu suchen und es gelang ihnen auf diese Weise ihre Familie anständig zu ernähren. — Michel, der Petschaftstecher, gehörte zwar nicht zu den eigentlichen Künstlern, doch hatte er es wenigstens soweit gebracht, Buchstaben in allen Formen recht verschlungen wiederzugeben, selbst eine Taube, die einen Brief im Munde, brachte er geschickt in das Messingplättchen mit dem Motto: „Eile, daß du hinkommst!" Das war das Höchste, das er in seiner Kunst erreichen konnte und darauf war er auch stolz, denn er glaubte, Niemand, auf Gottes weiter Erde, wäre im Stande, ihm dies nachzuarbeiten, und der Glückliche hielt sich für einen ganzen Kerl. Ein ganzer Kerl war er nun aber im eigentlichen Worte nicht; ich möchte ihn vielmehr nur ein Achtelmännchen nennen, wenn wir nicht in dem Maaße noch zu hoch greifen. Michel war die originellste, possierlichste Figur, die mir in meinem Leben vorgekommen, nicht allein seinem Aeußern nach, vielmehr war sein ganzes inneres Wesen der achte Theil eines Menschen. Eine kleine verwachsene, ewig zitternde Gestalt. Noch sehe ich ihn vor mir, den kleinen Petschaftstecher, mit dem großen, länglichen Kopf auf dem kleinen Rumpf, mit den großen blaugrauen Augen, mageren Backenknochen, der in ewiger Bewegung mit dem dünnen Halse verbunden war. Ebenso originell war sein ganzer Anzug. In früherer Zeit trug die kleine Gestalt einen dreieckigen Hut, später eine Mütze, sehr selten ein Halstuch. Im Winter und Sommer ein graues Mäntelchen, oder einen braunen Frack, kurze Beinkleider und große Stulpenstiefel, welche die langen Füße und dünnen Waden bedeckten. In diesem Aufzuge habe ich ihn oft gesprochen und an seinem Arbeitstische gesehen. Er war bis in seinem späten Alter, beinahe von 80 Jahren, immer fleißig, und da er sehr geizig war, so hatte er sich trotz dessen, daß er für jeden Preis arbeitete, ein artiges Sümmchen erspart, um sich bei

einer anständigen Familie auf Leibrente begeben zu können. Jetzt, wo er nun nicht mehr zu arbeiten brauchte, ruhete er dennoch nicht und suchte sich immer wieder aufs Neue Beschäftigung. Wenn er sich dann wieder eine Summe erspart, wurde sie ihm gewöhnlich gestohlen. Da mußte man denn diesen boshaften, von Geiz erfüllten, heftigen kleinen Kerl raisonniren hören. Es war eine Lust sich mit ihm in ein Gespräch einzulassen, seine Geschichte zu hören, seine Verdächtigungen, so vorsichtig, als möglich gehalten zu vernehmen. Aber immer aufs Neue verfügte er sich wieder an sein kleines Arbeitstischchen, bis der Tod ihm den Griffel aus der Hand nahm und ihm sein eigenes Motto zurief „Eile, daß du hinkommst!" Michel war auch verheirathet, ja sogar zweimal. Mit der ersten Frau war ein schlimmes Auskommen, da diese, eine sehr ehrbare Person, sich in seinen Geiz nicht schicken konnte und da gab es manchen Zank, der oftmals in Schlägerei ausartete. Sie starb in den besten Jahren, nicht an gebrochenem Herzen, doch wahrscheinlich wegen des ewigen Aergers und Hungers an gebrochenem Magen. Mit der zweiten Frau war es noch schlimmer. Von dieser ließ er sich sehr bald scheiden. Ein tüchtiger Advocat hat die erste Unterredung, die er mit ihm wegen des Scheidungsprozesses hatte, wörtlich aufgeschrieben. Ich will sie bruchstückweise hier wiedergeben.

„Mein lieber Advocat, ich bin ein unglücklicher Mann, ein sehr unglücklicher Mann! Wäre ich ein Mann, wie sie, könnte ich sie zwingen, sie ist aber groß und ich bin klein! Wo kriegt man Gift, ein klein bischen Gift! Meinen Sie, sie nennt mich Mann, oder lieber Mann? Wo nennt sie mich Mann? Hund nennt sie mich? Verfluchter Hund! Meinen Sie, sie ißt nichts? Sie will immer essen und gut essen. Ich kann nicht so viel stechen, wie sie essen will. Ich bin unglücklch — sehr unglücklich. Sie sagt zu mir, sie ist aus Berlin. Wo ist sie aus Berlin? Aus dem Reich ist sie, eine Reich'sche! Gott erbarm! Wo kriegt man

ein kleines bischen Gift?“ In diesem Tone ging es weiter und der Advocat, den diese Unterredung sehr belustigte, führte die Scheidung glücklich zu Ende. Nun war er wieder frei und lief aufs Neue von Haus zu Haus, um Petschafte zu verfertigen. Die Familie, die ihn auf Leibrente genommen, hat mit ihm ein schlechtes Geschäft gemacht, da er noch viele Jahre lebte und ihr durch seine Bosheit manchen Aerger verursachte.

23.

Aus der Rosenstraße.

In der Nähe der Hauptsynagoge, des Beth-Hamidrasch (Lehrhaus) ist der Hauptbezirk des ärmeren Theiles der Juden. Es ist dieser Stadttheil noch ein Denkmal des früheren Ghetto's. Hier bieten die Trödler ihre alten Kleider aus, hier wohnen die jüdischen Fleischer, hier sind die jüdischen Restaurationen, die Mazzebäcker. Hier wird gezwickt, hier sieht man die Bachurim (jüdische Talmudbeflissene) hin- und herlaufen, die Schamoßim (Gemeindediener) mit der Mappe unter dem Arm, die jüdischen Schächter, eine Masse polnischer Bettler und endlich auch die jüdischen Hebeammen und Wartefrauen. Schon in der Morgenstunde ist es hier lebendig. Die frommen Beter eilen nach den verschiedenen Synagogen, die jüdischen Köchinnen laufen nach Fleisch, die Frauen beeilen sich die ersten auf dem Markt zu sein, die Trödler öffnen ihre Läden und ordnen ihre alten Uniformen; die Betten, die Hemden und Kleidungsstücke; die Bachurim, die Zwicker, die Schamoßim; kurz, Alles ist auf dem Platze. Vor der Synagoge, vor dem Beth-Hamidrasch, vor den

Thüren der Gemeindehäuser lagern arme jüdische Bettler, Männer, Frauen und Kinder, und scheinen in diesem Bezirke die meiste Freiheit zu haben, da die Schutzleute, überhaupt die Polizei an dieses Treiben seit Jahren gewöhnt, keine Notiz von ihnen nehmen.

Die Rosenstraße und Heidereutergasse ist der Sammelplatz der sogenannten orthodoxen Partei, hier werden die Beamten kritisirt, der neue Kadisch des Chasan gelobt, die Vorsteher getadelt, der Rabbiner, der nicht predigt, nicht unterrichtet, nur in seinem Zimmer sitzt und lernt, bis in den Himmel erhoben und der Doctor, der immer predigt, immer unterrichtet, von früh, bis Abends Amtsverrichtungen hat, beschimpft. Hier sind die Vorversammlungen zu den Gemeindewahlen. Hier wird gewählt, gewühlt gezankt und gestritten. Auf der Straße werden lange Geschichten und Anecdoten zum Besten gegeben, Gleichnisse erzählt, ja selbst sogenannte gleiche Wörtchen, verbunden mit Bibelsprüchen aller Art, ob passend, oder nicht, fabricirt. Vor dem Beginn des Gottesdienstes gegen Abend, besonders Freitag ist es am lebendigsten. Eine Stunde vorher sind schon die Beter in den Straßen versammelt und obwohl sie die Zeit des Gottesdienstes wissen, hört man immer dieselbe Frage: „Wann geht mer in Schul?" Dann folgt die zweite Frage: „Was giebts Chiduschim?" (Was giebts Neues?) Die Antwort ist die Gegenfrage: „Was solls Neues geben? B. ist Gabbe*) geworden in Schochere-hatow**)" u. s. w. Es wurde hin und her disputirt, bis zum Beginn der Andachtsstunde, dann wird es, besonders mit dem Sabbathanfang, stiller auf der Straße. Viele Läden sind geschlossen und geputzte Frauen und herrlich geschmückte Jungfrauen schauen sehnsüchtig aus den erleuchteten Fenstern die geliebten Männer und Väter erwartend.

---

*) Vorsteher.

**) Ein religiöser Verein.

Im Vorderhause der Synagoge ist ein Badezimmer hell erleuchtet. Einzelne züchtig verhüllte Frauen entfernen sich aus demselben, nachdem sie das nach jüdischem Ritus vorgeschriebene Bad genommen. Die Rosenstraße hat zwar ihr Sabbathgewand angelegt, doch das Bild der alten Judenstadt ist geblieben.

24.

Der Gabbe (Armenvorsteher).

Man rühmt den Sinn für Wohlthätigkeit unter den Juden nicht mit Unrecht. Es macht dieselbe einen Theil ihrer Sittenlehre aus und die stete Uebung im Wohlthun im Laufe der Jahrhunderte, in welchem der Staat sich um sie nur dann bekümmerte, wenn die Finanznoth ihn dazu gezwungen, oder wenn ein feiner Kopf eine neue Last für die unglücklichen Kammerknechte erfunden, hat diesen Sinn für Menschenliebe immer rege erhalten. Die gegenseitige Unterstützung war erstens durch die Nothwendigkeit bedingt, zweitens gehörte sie zum ersten Paragraphen seiner Pflichtenlehre, und drittens war sie eine Folge seines gemüthlichen Familienlebens. „Hilf dir selbst," rief der Staat den Juden zu und dieser harte Grundsatz ist jetzt der moderne, der liberale in der Gesellschaft geworden. Durch diese Selbsthilfe in den verschiedenen jüdischen Gemeinden traten, wie schon früher bemerkt, die großartigen Vereine hervor. Der Jude feiert kein Fest, an dem er nicht vorher der Armen gedenkt; keine Familienfeier geht vorüber, an welcher die Dürftigen direct oder indirect nicht Theil nehmen. Der mit Blumen verzierte Sabbathtisch, entbehrt des festlichen Schmuckes, wenn der Hausherr sich nicht mit einem Fremden dabei unterhalten kann. Die

Hausfrau erwartet mit dem Beginn des Abends den aus dem Gotteshause zurückkehrenden Gatten und sie ist gar nicht verwundert, wenn derselbe mit einigen armen Gästen erscheint. Jetzt sind die Engel erst eingekehrt in sein gastliches Haus, jetzt begrüßt er sie desto inniger und desto freudiger berührt die segnende Hand die harrenden Söhne und Töchter. Ist ein Familienfest im Hause, eine Hochzeit, eine Beschneidungsfeier, die Tafelfreuden beginnen nicht eher, als bis die Armen ihren Theil erhalten und beim fröhlichen Mahle erscheinen plötzlich ehrbare Männer und Frauen, Vorsteher und Vorsteherinnen, in der Hand die großen silbernen Büchsen, um für die verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten Sammlungen zu machen. Es ist ein Tag vor dem Feste, da versammeln sich eine Masse von Fremden vor dem Hause des Armenvorstehers. Er selber, schon ein bejahrter Mann, Silberlocken zieren das ehrwürdige Haupt. Er sitzt an seinem Tische und arbeitet in Armensachen. Es ist dies seine einzige Beschäftigung, die seine ganze Zeit in Anspruch nimmt, und in welcher er seine größte Befriedigung findet. Es ist ihm Ehrensache, sein heiliges Amt auf die würdigste Weise zu verrichten. Er empfängt jeden Armen auf die leutseligste Weise, keiner geht unberücksichtigt von dannen. Er liest die schmutzigen Atteste mit der größten Geduld und weiß sehr genau den ehrbaren Dürftigen, von dem gemeinen Bettler zu unterrscheiden und die Art und Weise der Unterstützung nach diesem Verhältnisse abzumessen. Sind seine Büchsen und Kassen leer, so weiß er Rath sie wieder zu füllen, denn überall bei allen Reichen und Wohlhabenden ist er gern gesehen, obwohl er immer ein Anliegen hat, immer mit leeren Taschen kommt, um mit gefüllten sie wieder zu verlassen. Wenn die Zeit seiner Amtsführung vorüber ist, wird er immer wieder als Gabbe gewählt und sein religiöser Eifer für die leidende Menschheit aufs Neue angeregt. Endlich legt er sein Amt von selbst nieder, denn ein Gast ist erschienen, der ihn zu anderem Wirken in das Jenseits geleitet.

25.

Der Hausrabbi (Hausgeistlicher).

In den früheren reichen Familien war es Sitte, einen sogenannten Hausrabbi zu haben. Es war derjenige, der in religiöser Beziehung das Orakel des Hauses war. Nicht allein, daß er täglich einige Stunden einen Abschnitt aus der Mischna (Talmund) vorzutragen hatte, um welchen Vortrag sich Niemand bekümmerte; er mußte auch die Tafelfreuden durch eine treffende Erklärung aus der heiligen Schrift würzen. Er war der Rathgeber in wichtigen Familienangelegenheiten. Er hatte die kleinen religiösen Fragen bezüglich der Speisegesetze zu beantworten, die Schaufäden an den Betmänteln zu untersuchen, die Pergamentröllchen an den Thürpfosten zu prüfen; kurz, er war das eigentliche Gewissen des ganzen Hauses. Wehe dem Hauslehrer, der sich seinen Anordnungen nicht unterwirft! Er wird von ihm beobachtet, sein Wirken, sein Leben in und außer dem Hause controlirt und er kann sicherlich darauf rechnen sich bei dem geringsten Fehler angeklagt und seiner Stellung entsetzt zu sehen. Der Hausrabbi kann zu jeder Stunde des Tages erscheinen. Er ist immer willkommen. In der Küche, im Boudoir der Hausfrau, im Comptoir u. s. w. Er weiß immer Rath, immer etwas Neues. Er erzählt der Hausfrau recht rührende Geschichten aus früheren Zeiten von frommen Müttern; er weiß den Hausherrn durch Gemeindeangelegenheiten, durch die Wahl neuer Vorstände u. s. w. zu unterhalten; kurz, er ist immer au fait. Er ist auch nicht abgeneigt, kleine Aufträge auszuführen, auf eine feine Weise Streitigkeiten zwischen den Anverwandten zu schlichten, Prozesse zu verhüten, zu versöhnen, überhaupt versteht er es, sich in jeder Beziehung unentbehrlich zu machen.

Das älteste Söhnchen hat das 13te Jahr erreicht, er wird von ihm zu der Barmizwe-Feier vorbereitet. Die Eltern sollen auf eine besondere Weise an diesem Tage überrascht werden. Welche Vorbereitung, welche Höllenqual für den armen Confirmanden! Nicht allein, daß es schon Mühe genug kostet, die Gebetriemen regelrecht anzulegen, die auf dieselben bezüglichen Gesetze zu lernen, die Segenssprüche über die Thora zu memoriren; er soll außer der Synagoge vor den Eltern und Anverwandten eine sogenannte Drosche (eine Erklärung irgend einer Schriftstelle) halten. Ohne irgend ein Verständniß wird dem Jungen ein solcher Vortrag eingepaukt. Mit affectirter, altkluger Miene, mit den unnatürlichsten Windungen des kleinen Körpers, mit den lächerlichsten Bewegungen der Arme, des Zeigefingers und des Daumens sehen wir den geplagten Barmizwe neben seinem Hausrebbe stehen. Er hat sich hindurchzuwinden durch ein Labyrinth von biblischen Versen, die er in Verbindung zu bringen sucht mit den verschiedensten Talmudstellen, z. B. es heißt in der heiligen Schrift: „Ein Jeder hat Mutter und Vater zu ehren und meine Sabbathtage sollt ihr beobachten." Der kleine Redner fragt, warum die Mutter hier zuerst genannt und der Vater zuletzt, während es an einer anderen Stelle heißt: „Ehre deinen Vater und deine Mutter?" u. s. w. Darauf erzählt er wieder eine Parabel aus dem Midrasch, oder er führt eine Talmudstelle an, z. B.: „Ob ein Ei, das am Festtag gelegt worden, an demselben Tage gegessen werden darf oder nicht;" es folgen hierauf mehrere Stellen aus den Propheten, dann wieder Fragen und abermals Fragen, und wenn endlich dieses ganz planlose Gebäude aufgestellt, dann soll durch die Antworten dieser Weg wieder zurückgemacht werden, ganz auf dieselbe wirre Weise, bis dann der Schluß die Erklärung der ersten Frage, allerdings sehr gewagt, bringt. Der Knabe hat glücklich den Vortrag überstanden. Die Eltern sind entzückt, die Verwandten gratuliren ihm, und überhäufen ihn mit Geschenken, und der Hausrabbi verspricht aus dem Knaben

einen bedeutenden Gelehrten machen zu wollen. Ach, wenn die Eltern gewußt, wie wenig Verständniß der arme Jung, von dem ganzen Vortrage hatte, welche unsägliche Mühe dieses mechanische Nachplaudern gekostet, wie viel Zeit auf diese unnütze Arbeit verwendet worden, es wäre sicherlich ein anderer Weg zur Vorbereitung zu diesem wichtigen Tage eingeschlagen worden. — Trotz der Mühe des Hausrabbi hat der Knabe von nun an einen wahren Widerwillen vor dem Studium der heiligen Schrift. Jede Ausrede, jede Entschuldigung wird mit Freuden begrüßt, um nur diesem Quälgeiste aus dem Wege zu gehen. Der Vater zankt, die Mutter warnt, der Rabbi schüttelt den Kopf, aber der nunmehrige Jünglinge ein praktischer Geschäftsmann, bekümmert sich nicht um die am Festtage gelegten Eier, sondern verkauft ruhig seine Bänder und Tücher und verheirathet sich in einigen Jahren mit einer hübschen reichen Kaufmannstochter, machte sich aber vor der Heirath zur Bedingung, keinem Hausrabbi die Erziehung seiner einstigen Nachkommen anzuvertrauen. — „Das sind die Folgen der neuen Zeit," rief der alte Rabbi aus; man gab ihm zwar in seinem alten Hause recht, doch da es einmal nicht zu ändern war, stellte sich der alte Lehrer doch zur Hochzeit seines Schülers ein, um dem Neuvermählten sein „Maseltow" (Glückwunsch) zuzurufen.

26.

Der Golem.

I.

War einst ein frommer Rabbi, der weit und breit bekannt,
Und Rabbi Löb, der Hoche, ward er in Prag genannt;
Sein Leben war der Glaube, er kannte nicht die Welt
Und weder Erz, noch Silber und weder Schmuck, noch Geld;
Und Nächte durch studirt er bei trübem Lampenschein,
Ihm war die Nacht nicht lange, ihm war sie viel zu klein.
Er klebte sorgsam feste das Wachslicht auf die Hand,
Damit die Flamm' ihn wecke, wenn Schlaf ihn übermannt;
Oft schlief er auf Minuten auf seinem Stuhle ein,
Das Flämmchen mußt ihn wecken aus seinen Träumerein;
Sein Auge war nicht dunkel, obgleich er Greis schon war,
Sein Geist war frisch, lebendig — nur silbern war sein Haar.
Sein Stübchen war von großen Folianten rings umstellt,
Als gäb' es für den Rabbi nur eine Bücherwelt. —
Das Antlitz freundlich strenge, das Auge fromm und gut,
Beweglich ernst und forschend es auf den Blättern ruht.
Ein weißer Bart ihm wallte bis auf den Schooß herab,
Der schon allein ihm Würde im hohen Maaße gab.
Die eine Hand bewegt sich fast von dem Blatte nie,
Der ganze Körper zittert, vom Haupt bis zum Knie;
Und was er spricht, begleiten der Kopf, der Fuß, die Hand,
Bis daß des Wortes Klarheit — die Wahrheit er erkannt.
Und wenn die traute Gattin sich ehrfurchtsvoll ihm nährt,
Mit Trank und Speise zärtlich den frommen Rabbi stört,
Dann deutet er durch Zeichen des Tages kurze Frist,
Wie unser ganzes Leben so bald entschwunden ist.
Will weder Trank, noch Speise, will weder Geld, noch Gut,
Wenn er mit ganzer Seele auf seinem Talmud ruht. —

So zehrte eine Stunde, die andre geistig auf,
Voll innern Weisheitsstrebens war stets sein Lebenslauf.
Und rief des Boten Stimme ihn nach dem Tempel hin,
Wie stand er auf so schnelle mit gläubig frommen Sinn;
Dann war sein Geist beschäftigt mit seinem Gotte nur,
Dann sucht er mit dem Herzen nur tiefer Andacht Spur.
Der Glaube war sein Leben, er tönt aus seiner Brust,
Das Wissen war sein Streben, und seine höchste Lust.

II.

Doch auch noch and're Studien der fromme Rabbi trieb,
Daß ihm nicht eine Stunde zur Muße übrig blieb.
Bewegung ist das Leben und Stillstand ist der Tod;
Drum strebe Mensch und suche des Lebens Morgenroth!
Und hast du schon gesammelt der Geistesschätze viel
Du bist noch weit entfernt, o Mensch, von deinem Ziel;
Verwandte Geister suche und Seelen, die verklärt —
Der frommen Seele Stimme — ein jeder Geist sie hört.
Es knüpft sich Seel' an Seele; es knüpft sich Geist an Geist
Wenn du den Kampf, den schwersten auf Erden nimmer scheu'st.
Die Vorzeit sagt's von Vielen' daß Geister sie geschaut;
Verwandte Seelen hätten den Geistern sich vertraut.

Das Studium der Kabbala trieb er mit Fleiß und Lust,
Nicht eitlen Prunkes wegen, Gott war in seiner Brust.
Den Namen seines Gottes, den grub er tief sich ein;
Er sollte ihm wie immer, sein Licht und Heil ihm sein.
Ein solcher Lehrer täuscht nicht; er lehrt, was wahr und gut:
Was droben in dem Himmel, was in der Erde ruht;
Was in dem Meere brauset, was in den Lüften schwebt,
Was in dem Paradiese, was in der Hölle lebt;
Was sich im Menschen reget, was in dem Thiere treibt;
Was in den Bergen wuchert, was in den Thälern bleibt;
Was in den Häusern frevelt, was in der Brust sich hebt;
Was auf zum Himmel strebet, was an der Erde klebt;

Was in der Blume sprosset, was sich im Walde zeigt,
Wo Tugend sich verborgen, wo das Verderben schleicht.
Das sagt ihm die Kabbala — die tiefe Wissenschaft,
Die ihm das Herz erfüllte mit wunderbarer Kraft.

Einst formte er aus Erde ein unscheinbares Bild,
Das er in Tücher sorgsam, in Linnen eingehüllt;
Und in dem todten Körper legt er Papier hinein,
Drauf mußte wohl geschrieben der Name Gottes sein.
Und durch die Kraft ihm eigen, o Wunder, was geschieht? —
Ein geisterhaftes Wesen er plötzlich vor sich sieht. —
Und Rabbi Löb erzittert und spricht: hinweg von mir!
„Du hast mich hergerufen, sagt dieser, ich bin hier,
„Ich bin dein Knecht, dein Golem, für dich bin ich bereit,
„Für dich will thun ich Alles in Freude und in Leid;
„Doch merke, wenn die Stunde des heiligen Sabbaths schlägt,
„Dann nimm den Namen wieder, den du in mich gelegt.
„Am Sabbath sind die Geister, ja selbst die bösen frei,
„Auf daß die geistige Freiheit, der Frieden selber sei."

III.

Und Rabbi Löb, der Fromme, behielt den Geist bei sich;
Nicht von des Rabbi's Seite er ohne Zeichen wich;
Und was er ihm befohlen, vollführt er still und gut,
Weil ja die Gottheit selber im innern Geiste ruht. —
Hier bringt er ihm die Bücher, die andern trägt er fort,
Beschäftigt ist er immer, er ist bald hier, bald dort.
So geht's die ganze Woche, er wird nicht müd' und matt,
Vollführt, was ihm der Rabbi, sein Herr, befohlen hat;
Und immer schaut sein Auge nach seinem Rabbi hin,
Nach seinem frommen Herrn, mit frohem, muthigem Sinn;
Und wenn die Lehr' er höret aus seines Meisters Mund,
Da that sich in dem Geiste die inn're Freude kund.
Und wenn die Schüler streiten, und wenn die Hausfrau schilt
Er bleibt in seinem Winkel ganz ruhig, ernst und mild. —

So geht's die ganze Woche, er wird nicht müd' und matt
Vollführt, was ihm der Rabbi, sein Herr befohlen hat;
Doch wenn der Tag, der sechste, die neue Bahn betritt,
Dann wird er noch lebend'ger und fester wird sein Schritt;
Dann thut er Alles schneller, dann wird er ernst und wild,
Der ganze Körper bebet, das Aug' ist nicht mehr mild;
Dann scheints, als wenn die Seele zum Körper will hinaus,
Dann ist in seiner Nähe, ach Schrecken nur und Graus;
Dann leuchten seine Augen wie Blitze nur umher,
Das lehmerne Gebilde es will nicht dienen mehr;
Doch kaum des Meisters Stimme im ernsten Ton' ertönt,
Dann bleibt er festgebannet und heimlich er nur stöhnt. —
Wenn sich die Sonne neiget, ruft ihn der Rabbi schnell,
Nimmt ihm heraus den Namen — verstopft des Lebens Quell;
Dann liegt von Lehm und Erde ein todter Körper nur,
Von Staub ist das Gebilde — vom Geiste keine Spur.
Das ist der Geist, der Golem, wie ihn der Rabbi nennt,
Wie ihn in Prag noch heute ein jeder Jude kennt. —

IV.

Es nahte einst "Jom Kipur," mit seiner ernsten Lust,
Mit seiner Sühn' und Freude, mit seiner Liebesbrust.
Der Rabbi ernst und heiter, er nahm sein Sterbekleid,
Gedachte seines Lebens — der schnell entschwund'nen Zeit,
Gedachte seiner Sünden — „kein Mensch ist ohne Fehl,"
Dies pflegte er zu sagen fast Allen ohne Hehl.
Er bat die traute Gattin, sie möchte ihm verzeih'n,
Wenn sie beleidigt wäre, von ihm auch nur im Schein;
Er bat auch seinen Schülern die Sünden alle ab,
Da er vielleicht im Lehren oft rauhe Worte gab.
Auch nicht den Geist vergaß er, um Sühne anzufleh'n,
Er sah ihn ernst und ängstlich in seinem Winkel stehn.
Und als er so gerüstet im weißen Sterbekleid,
Macht er zum Gotteshause sich fertig und bereit. —

Dort waren schon versammelt die Beter allzumal,
Ein furchtbares Gedränge — und Köpfe ohne Zahl —
Der Drang ward immer stärker, man schaut sich staunend an,
Und Keiner kennt den Andern, den nächsten Nachbarsmann.
Was ist das für ein Flüstern — ein Flüstern bang und schwer,
Als dröhne in der Tiefe ein ganzes Todtenheer? —
Schon ist es zum Ersticken, das ganze Bethaus voll,
Und furchtbar ist das Lärmen und alles schreit, wie toll;
Und nichts als Todtenköpfe erblickt man in der Luft,
Sie suchten mit den Augen die stille Todtengruft.
Doch endlich kommt der Rabbi — er merkt das Geisterheer,
„Werft ab die Sterbekleider, es bete Niemand mehr. —
„Es sind die Todten alle in unſ'rem Tempel hier,
„Ich hab' in meinem Golem vergessen das Papier.
„Noch kann heraus ich's nehmen, da noch kein Sternlein steht,
„Daß Keiner von dem Platze, wo er gestanden, geht!"
Der Rabbi sagt's und eilet nach seimem Zimmer schnell,
Und nimmt heraus den Namen, verstopft den Lebensquell;
Dann eilet er zurücke das Bethaus ist schon leer,
Zurücke in den Gräbern ist schon das Todtenheer.
Und vor dem Sabbathliede da betet er noch laut:
„Heil dem, der Gott alleine und Geistern nie vertraut,
„Dem einig-einzigen Gotte, dem will ich ganz mich weih'n,
„Das lehmerne Gebilde darf nicht mehr lebend sein!"
Und nach dem Friedensfeste nimmt er mit ernstem Sinn
Das Bild aus Staub und Erde und legt es vor sich hin.
Und spricht dann einen Segen und nagelt's an die Wand,
Das ist der Geist — der Golem, wie er in Prag bekannt. —
Von Rabbi Löb, dem Hochen, wird Manches noch erzählt;
Doch von dem Geist — dem Golem, hab dies ich auserwählt.

27.

Rosch-Haschono*).

Im Feldlager des deutsch-französischen Krieges im Jahre 5631 (1870).

Schon neigte sich die Sonne im sanften rothen Strahl,
Und grüßte noch zum Abschied so freundlich Berg und Thal.
Es reihten sich im Lager jetzt hurtig Zelt an Zelt,
Die Todeswaffen wurden zusammen dann gestellt.
Die Krieger wurden fröhlich und munter von dem Wein,
Und sangen laut und kräftig das Lied: „Die Wacht am Rhein."
D'rauf legten sie sich nieder zur Erde feucht und kalt,
Das Haupt auf dem Tornister, erquickt, der Schlaf sie bald.
Aus einer Hütte hörte man einen andern Sang,
Ein andachtsvolles Beten aus diesem Zelte drang.
Es hatten sich vereinet Zehn Juden hier im Zelt
Und einen kleinen Tempel sich eiligst aufgestellt.
Es war ja Rosch-Haschono; ein Jahr ist wieder hin!
Ein blut'ges Jahr zu Ende, ein grauser Jaum hadin**).
Und aus den Zehnen Einer er betet kräftig vor;
Die Anderen, sie folgen im würd'gen ernsten Chor:
„Gieb Freude, Vater, Frieden dem theuren Vaterland,
Daß freudig uns umschlinge ein festes Bruderband!
Ins Buch des Lebens schreibe uns heut' zum Feste ein,
Daß wir ein Volk von Brüdern im nächsten Jahre sei'n."

28.

Jom Kipur***).

Vor Metz 1870.

Vor Metz, dem Kriegeslager
Im Abendsonnenschein,
Da traten deutsche Krieger
Aus ihren bunten Reih'n.

---

*) Neujahrsfest. **) Tag des Gerichtes. ***) Versöhnungsfest.

Marschirten froh und muthig
Bergab in's heit're Thal,
In ernster Festesstimmung
Zwölf Hundert an der Zahl.
Und einer commandirte,
Die Andern folgten gern,
Es galt ja sein Commando
Dem Ew'gen, unsrem Herrn.
Die Todeswaffen wurden
Zusammen jetzt gestellt,
Durch kleine Blendlaternen
Der ganze Platz erhellt.
Ein Omed*) ward errichtet
Auf einem großen Stein,
Ein Hügel, für die Thora**)
Es sollt' die Lade sein.
Der Hügel, ward bedecket
Mit wollenem Gewand,
An einem Pfahl, ein Flämmchen
Als ew'ge Lampe brannt'.
Und auf des Platzes Mitte
Ein wenig nur erhöh't,
Mit einem Seil umzogen
Auch das Almemor***) steht.
Und als es endlich dunkelt
Drei Krieger treten vor,
Das erste Werk der Sühne
Verkünden sie im Chor.
Ein And'rer tritt zum Omed
Kol Nidre****) hebt er an,
Die jüdischen Soldaten
Sie beten Mann für Mann;
Sie folgen laut und kräftig
Dem heiligen Gesang.
Das Herz wird immer leichter,
Das früher schwer und bang.
Und mit dem frühen Morgen
Da zieh'n sie wieder aus,

*) Pult für den Vorbeter. **) Heilige Lehre.
***) Pult zum Vorlesen der Thora.
****) Ein Gebet am Vorabend des Versöhnungsfestes.

Dort unterm freien Himmel
In's Welten — Gotteshaus.
Hier bis die Sonne sinket
Die Schaar zum Himmel blickt,
Und weder Trank, noch Speise
Hat heute sie erquickt.
D'rauf bei der Todtenfeier
Mit Thränen er gedenkt
Der lieben Kameraden,
Die man in's Grab gesenkt.
Hell endlich — funkeln Sterne
Und sieben Mal ertönt:
Das Wort des reinsten Glaubens
Der Liebe, die versöhnt.
Und Einer grüßt den Andern,
Reicht ihm die Bruderhand,
Geschlossen wird im Herzen
Das schönste Freundschaftsband.
Die christlichen Kam'raden
Als treue Liebeswacht,
Sie schützten ihre Brüder
Von früh bis in die Nacht.
Nun treten Alle wieder
Ganz munter in die Reih'n,
Zu ihren Regimentern
In hellem Mondenschein.
Erhoben durch den Glauben,
Ermuthigt durch die Pflicht,
Sind sie bereit zum Kampfe,
Sie steh'n und wanken nicht!

Druckfehler:

Seite	8	Zeile	4	anstatt:	Rabbinner	soll heißen:		Rabbiner,
„	8	„	25	„	Rufe	„	„	Berufe,
„	13	„	18	„	wichtigsten	„	„	richtigsten,
„	42	„	5	„	nun	„	„	nur.

Druck von G. Bernstein in Berlin.